



18/19

BAROCKBERICHTE

Beobachtungen zur Baugeschichte der Salzburger Kollegienkirche

Abb. unten: Kollegienkirche, Fassade, Zustand vor der Restaurierung von 1928 (nach: Wiener Bauten Album 18, 1900/1901, Taf. 84).



Die Kollegienkirche in Salzburg, 1696–1706/07 nach Entwürfen von Johann Bernhard Fischer v. Erlach erbaut, ist kein typisches Objekt für eine Bauuntersuchung. Zu wenig ungeklärte Fragen scheinen sich um den Bestand selbst zu ranken: er gilt als einheitlicher Entwurf, mußte weder bestehende Bauteile in sich aufnehmen noch spätere Umbauten oder Ergänzungen erfahren, ist technisch unspektakulär und zeigt keine Schäden, die eine Untersuchung der bestehenden Konstruktion, ihrer spezifischen Merkmale und Funktionstüchtigkeit erfordern würden. Auch ein Eingriff wie eine Restaurierung, der den Verlust noch nicht gesicherter historischer Information am Bau befürchten ließe, ist nicht beabsichtigt. Angesichts der architekturgeschichtlichen Bedeutung des Bauwerks scheint es dennoch angebracht, die bislang spärlich vorhandenen Kenntnisse über den Bestand allmählich zu ergänzen. Denn während das noch erhaltene graphische Material zur Planungsgeschichte exzessiv ausgewertet wurde, blieb die Kirche selbst als Informationsquelle zum Entwurfsprozeß weitgehend unerschlossen, obwohl sich dieser, wie im folgenden erläutert werden soll, über die gesamte Bauzeit erstreckte. Die Beobachtung, Dokumentation und Interpretation der entsprechenden Befunde am Bauwerk kann deshalb die kunstgeschichtliche Forschung ergänzen und anregen¹.

Die schriftlichen Quellen

Die Kollegienkirche wurde, nach der Dreifaltigkeitskirche (1694), als zweiter der vier Salzburger Kirchenbauten Fischers v. Erlach 1696 in Angriff genommen. Sie ist – baulich wie in der Nutzung – der Salzburger Universität angeschlossen.

Die Errichtung einer Universitätskirche soll bereits unter den Vorgängern des Johann Ernst Graf Thun im Amt des Erzbischofs, Paris Lodron (1619–1653) und Guidobald von Thun (1654–1668), in Angriff genommen worden sein. Johann Ernst von Thun

verfügte seinerseits den Bau einer eigenen, groß dimensionierten Kollegienkirche². 1694 stiftete der Erzbischof eine erste Summe für den Kirchenbau; aus demselben Jahr stammt der Vertrag mit Fischer bezüglich der Dreifaltigkeitskirche, in dem auch seine Tätigkeit für weitere Salzburger Kirchenbauten ausbedungen wurde. Das *Decretum proprium*, mit dem der Erzbischof den Bau der Kirche anordnete, datiert vom Dezember 1694. Erst gut zwei Jahre später, am 12. März 1696, begann man mit dem Aushub für die Fundamente, der Tag der Grundsteinlegung war der 6. Mai 1696³.

Ein zuverlässiger Grundriß aus der frühen Phase der Erbauung oder ein Präsentationsplan ist nicht erhalten. Als erstes graphisches Baudokument gilt allgemein ein Alternativgrundriß vom Ende des Jahres 1696, der auf eine ernstzunehmende Störung im Baufortschritt hinweist: die Benediktiner, denen die Salzburger Universität unterstand, regten eine Vergrößerung des Projekts an. Der Plan sieht die Veränderung vieler Grundmaße des Baues, hierunter die Breite und Länge des Schiffes, vor allem aber die Verlängerung des Chorarmes um ein weiteres Joch vor. Als Reaktion auf die bestehende Planungsunsicherheit wurde am 1. Jänner 1697 in der Erneuerung des Kontraktes mit Fischer die Forderung nach einem „verlässlichen Modell“ des Bauwerks erhoben⁴.

Die wenigen erhaltenen Archivalien zeugen von einem kontinuierlichen Baufortschritt. Die Baustelle wurde in der Abwesenheit Fischers vom Hofmaurermeister Johann Grabner geleitet, Maurer- und Zimmermannsarbeiten führte wohl die ortsansässige Firma Stumpfegger aus.

Bereits im Jahr 1702 beginnen die Arbeiten an der Innenausstattung der Kirche⁵. 1705/06 werden Kontrakte über die Stukkaturenarbeiten geschlossen, welche die vorherige Eindeckung des Bauwerks voraussetzen. Das Weihedatum der Kirche, der 10. November 1707, kennzeichnet damit nicht den Abschluß der Hauptarbeiten am Gebäude; diese waren offensichtlich bereits früher beendet. Die Bauzeit kann demnach grob mit neun bis zehn Jahren angesetzt werden.

Über schwerwiegende Veränderungen oder Beschädigungen des Bauwerks in den folgenden zwei Jahrhunderten, die über die üblichen Renovierungen und Neueindeckungen hinausgingen, ist nichts bekannt. Eine zwischenzeitliche Profanisierung zu Beginn des 19. Jh.s und die Nutzung als Magazin hinterließen keine nennenswerten Spuren.

Kurze Baubeschreibung

Die Kollegienkirche ist über dem Grundriß eines gestreckten griechischen Kreuzes errichtet; Chorarm und Langhausarm sind konvex, die Querhausarme gerade geschlossen. In den Winkeln der Kreuzarme befinden sich Kapellen von längsovalen Grundriß, die mit den darüberliegenden Oratorien

durch hypäthrale Öffnungen verbunden sind. Die Schiffe sind tonnengewölbt, über der quadratischen Vierung erhebt sich eine Tambourkuppel.

Die Proportionen des Innenraumes sind betont steil. Bei einer Schiffbreite von nur dreizehn Metern erreichen die Wände bis zur Oberkante des Architravs – in den die Bögen der Oratorienöffnungen noch einschneiden – eine Höhe von 20,8 m⁶, bis zur Gesims-oberkante gar über 23 m. Das Halbkreis-Tonnengewölbe setzt auf einem etwa einen Meter hohen senkrechten Wandstreifen an, so daß die Gesamthöhe der Schiffe bis zum Wölbungsscheitel gut 31 m beträgt. Die Kuppelhöhe von der Kante des Tambour-Fußringes bis zum Ansatz der Laterne ist wiederum 20,8 m. Die absolute Höhe bis zur Spitze der Laterne (ohne deren Aufsatz) beträgt 62 m, d. h. die Kuppelhöhe verdoppelt die Höhe des Innenraumes. Da die Stirnen der Vierungspfeiler sehr knapp übereck sitzen und Vierungsbögen wie Pendentifs senkrecht aufsteigen, entspricht der Kuppeldurchmesser exakt den Schiffbreiten. Die Analogie des schmalen Tambour-Fußringes zu den Vierungsarchivolten verstärkt den Eindruck, daß der „Kuppelschacht“ ein weiterer, vertikaler Schiffarm ist.

Durch die Schmalheit der Schiffe wird der Raum zur gedeckten Straße zwischen Innenfassaden. Je zwei von diesen bilden übereck den Raumkasten einer Winkelkapelle, deren architektonische Durchbildung – an den Langseiten eine Mitteltravee mit zwei übereinandergestellten Bogenöffnungen und schmalere Seitentraveen mit Nischen zwischen Pilastern in Großer Ordnung, an den Schmalseiten zu den Querhausarmen nur die motivisch reduzierte Mitteltravee – sich phänotypisch dem römisch-antiken Quadrifons annähert. Die fassadenartige Wirkung der Wände wird verstärkt durch Balkone, mit denen die Oratorien, wie in Salzburg im Dom bereits vorgebildet, in die Schiffe ausgreifen.

Der Innenraum wird direkt durch die Stirnwände der Schiffe belichtet: hier finden sich Rundbogenöffnungen im Hauptgeschoß, in der Gewölbezone hochovale Okuli mit Begleitformen in den Schildwänden der Querarme und je eine Okulus-Stichkappe in den Abschlußkalotten von Langhaus- und Chorarm. Das eigentliche Tonnengewölbe ist unbelichtet und wird nur durch Gurte und Versätze gegliedert. Eine geplante Freskierung des Gewölbes kam nicht zustande; die Gliederung der Tonne, die keine zusammenhängende Malfläche zuläßt, wirkt einer solchen Freskierung aktiv entgegen.

Ein Fassadenrisalit über querovalen Grundriß ist dem Innenraum nördlich vorgelagert⁷. Er übertrifft das Hauptschiff in der Breite und verdeckt seitlich noch einen Teil der Kapellenflucht. Im Erdgeschoß schneidet der Risalit körperhaft als Vorhalle in den Innenraum ein, im Emporengeschoß ist er zu diesem geöffnet (Musikempore) und rundet den

Raum, analog zur Apsis, nach Norden ab; diese Einbeziehung in den Innenraum setzt sich im Gewölbe fort, wo die Tonne des Schiffes im Risalit von einer Kalotte abgeschlossen wird.

Die Vorhalle bildet eine vermittelnde, filternde Zone zwischen Platzraum und Kircheninnerem. Nach außen öffnet sie sich im Erdgeschoß mit drei Toren, denen nur ein einzelner mittiger Zugang in den Innenraum antwortet. Im Hauptgeschoß ist die Mittelachse des Risalits durch ein großes, in die Gebälkzone einschneidendes Rundbogenfenster mit Balkon betont. Die Attika zeigt wiederum drei gleichwertige Achsen mit hochovalen Okuli. Sie wird von einem Giebel-schild bekrönt, der ebenfalls über Ovalgrundriß gebogen ist und deshalb oft als Dieldemgiebel bezeichnet wird.

Der vorgewölbte Fassadenkörper ist zwischen schmale, nur türbreite zurücktretende Traveen gespannt – sie sind der einzige Hinweis auf die Kapellenfluchten in der Fassade – und wird von zwei wiederum bis zur halben Tiefe des Risalits vortretenden Türmen gerahmt. Deren Gliederung entspricht bis zum Hauptgesims der übrigen Fassade; oberhalb dessen steigen sie als freie Körper mit eigener Gestaltung auf. Ihre eigentümliche Durchformung – das rund über die Uhrblätter geführte Gesims, v. a. aber die Turmaufsätze – ist Gegenstand der stilgeschichtlichen Forschung.

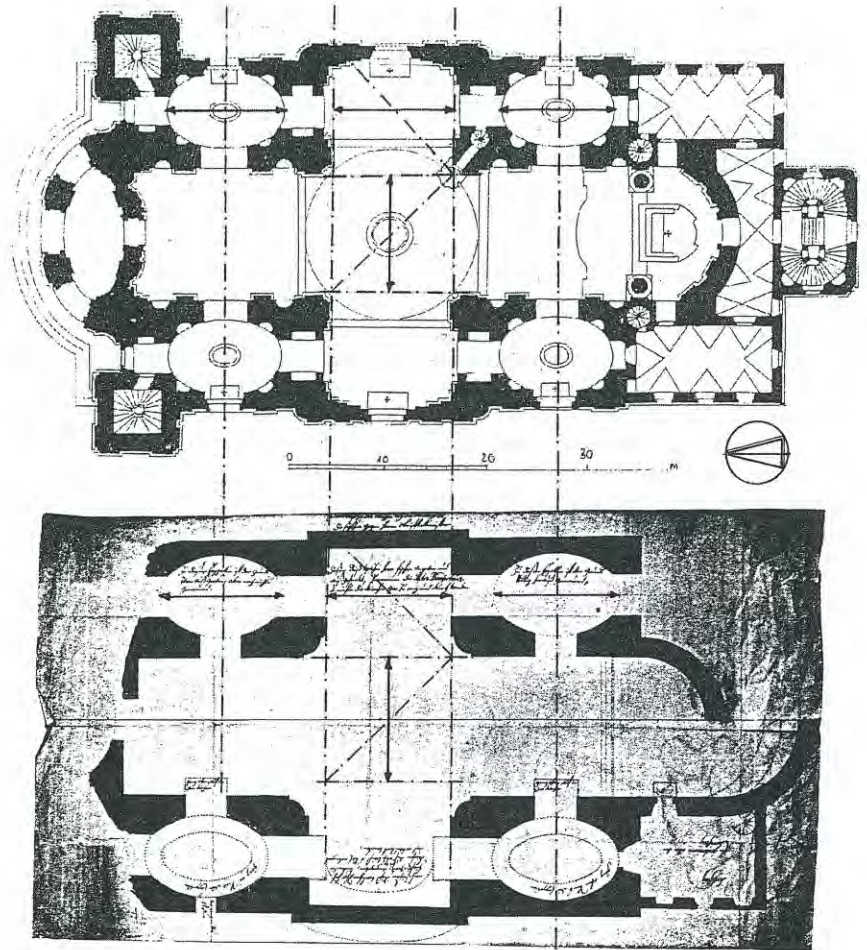
Die Seitenfassaden der Kollegienkirche werden von den Querhäusern dominiert. Diese sind bis zur Höhe des Hauptgesimses als nur wenig vortretende Mittelrisalite in die Fassade eingebunden. In der Attikazone befreien sie sich aus der Einbettung zwischen die niedrigeren Winkelkapellen und werden als Baukörper wirksam; sie sind mittels gerundeter Ecken plastisch modelliert und zeichnen zusammen mit der Attika des Langhauses und Chores die Kreuzform des Hauptbaues nach. Seitlich des Chores finden sich formal sehr eigenständige zweigeschossige Anbauten mit Sakristeien im Unter- und Festsälen für die Universität im Obergeschoß⁸. Ein der Apsis vorgelagertes Treppenhaus, dessen weiche Modellierung nochmals die Motive der Querhaus-Attiken aufgreift, erschließt diese Obergeschosse.

Der gesamte Bau ist außen wie innen verputzt; lediglich die Werksteinrahmungen der Öffnungen und der Sockel sind derzeit materialsichtig. Auf eine Beurteilung des aufgehenden Mauerwerks, wie bei Sichtziegel- oder Werksteinbauten möglich, muß hier also weitgehend verzichtet werden. Wenig Informationen finden sich am heute sichtbaren Bauwerk demnach zu den Fragen der Grundanlage – hier müßten Spuren, die Rückschlüsse auf den Bauablauf erlauben, in den archäologischen Zonen (Fundamente, Baugruben) oder invasiv in den Putzen und im Mauerwerk gesucht werden. Aus Gründen des Überblicks sollen hier deshalb kurz die Informationen zur Planungsgeschichte

Abb. 1

Der Proportionsvergleich zwischen dem Grundriß des Bestandes (oben; maßlich korrekte Abbildung der Österreichischen Kunsttopographie, hier M 1 : 750) und den Varianten des Planes aus dem Museum Carolino Augusteum zeigt, daß die angeregte Vergrößerung nicht ausgeführt wurde. Ausgangsmaß ist der Längsdurchmesser der südöstlichen Kapelle, deren Grundmauern laut Angabe auf dem Plan bereits errichtet waren. Dieser entspricht in der älteren (kleineren) Planung – obere Blatthälfte – den Schiffs- bzw. Querhausbreiten sowie der Querhaustiefe inklusive der Außenmauer. Der Änderungsvorschlag behält den Kapellenlängsmesser und damit die einzelnen Schiffslängen bei, die durch die Fundamentierung der südöstlichen Kapelle bereits festgelegt sind. Dagegen werden die Querhausbreite und die Mittelschiffbreite um ein Fünftel vergrößert; entsprechend vergrößern sich die Vierung und der Kuppeldurchmesser. Die Front der Kirche hätte sich nach Norden in den Platz hinein vorge-schoben⁴.

Eine wesentliche Änderung gegenüber diesen frühen Grundrißplänen ist, daß die Kuppelpfeiler ohne die hier angegebenen konvexen Gelenke zwischen den Pilastern ausgeführt wurden. Dadurch erreichte Fischer, daß der Kuppeldurchmesser so gering wie möglich gehalten wurde. Die jetzige Schlankheit des Tambours, seine schachtartige Enge, war offenbar ein wichtiges Entwurfsziel.



aus den erhaltenen graphischen Quellen zusammengefaßt werden.

Der Grundriß: Informationen zur Planungsgeschichte aus den Bildquellen

Von den drei Grundrißplänen der Kollegienkirche, die als bauzeitlich betrachtet werden können, gibt nur der früheste – der bereits erwähnte Änderungsplan aus dem Museum Carolino Augusteum, Inv.-Nr. 1827/49 – sichere Hinweise auf den Bauablauf: nur er berichtet von Fakten, die weiteren Pläne dagegen von Absichten. Ein Planriß im Landesarchiv mit Eintragungen zu einer differenzierteren, belichtbaren Gewölbeformation verweist auf eine mögliche Befundzone am Bau; die Abweichungen des von Fischer selbst in seinem Stichwerk „Entwurf einer Historischen Architectur“ publizierten Grundrisses deuten darauf hin, daß Fischer sein Werk in einigen Punkten der Ausführung womöglich kritisierte.

Der „Änderungsplan“, die älteste bekannte Grundrißzeichnung zur Kollegienkirche, zeigt, in schwarzer, teils lavierter Tusche in der oberen Blatthälfte die Grundmauern des bereits begonnenen Baues. Innerhalb des Risses ist schriftlich festgehalten, wie weit der Bau jeweils fortgeschritten ist: die südöstliche Winkelkapelle ist bereits fundamementiert⁹, für die nordöstliche sind die Fundamentgräben ausgehoben¹⁰. Der Anlaß der Darstellung ist ebenfalls erläutert: die Sorge der Benediktinerpatres, die Kirche könne in der begonnenen Ausführung „gar zu eng und kurz werden“. Entsprechend ist in der unteren Blatthälfte angegeben, wie der Grundriß – unter Berücksichtigung der bereits fundamementierten Partien im Süden – vergrößert werden kann¹¹. Absolute Maße sind nicht genannt; ein Proportionsvergleich der beiden Varianten ergibt jedoch, daß der Vergrößerungsvorschlag nicht umgesetzt wurde. Zugleich weist dieser frühe Grundriß darauf hin, daß zu Baubeginn die Gestalt der Fassa-

de noch völlig offen war. Fischer schließt das Mittelschiff innen mit einer geraden Wand; die Mauerkanten außen sind nicht angegeben – die Lavierung des Mauerquerschnitts reißt willkürlich ab. Dem vergrößerten Grundriß in der unteren Blatthälfte ist an der Fassade ein gepunktetes Queroval vorgelegt, das noch ohne konkrete Umfassungen ist und kaum mehr als eine erste Absicht verrät; es projiziert gewissermaßen den Grundriß einer weiteren Ovalekapelle als Zugangsraum zur Kirche. Angaben zu den Türmen fehlen. Für den Chorarm, der gerundet geschlossen werden soll, sind Vergrößerungsvarianten angegeben, die die bisherige Symmetrie zum Langhausarm zerstören. Ebenfalls in der Hälfte des vergrößerten Grundrisses finden sich Eintragungen zum Aufriß, der Gestaltung von Durchgängen und potentiellen Anbauten. Eine Empore, die in den Querhausarmen die Obergeschosse der Kapellen miteinander verbinden soll, führt dabei zum Gedankens, die Fronten der Querhäuser konvex nach außen ausbiegen

Abb. 2
Bauzeitlicher Grundriß der Kollegienkirche
mit Eintragungen zur Gewölbplanung. Salz-
burger Landesarchiv. Abbildungsmaßstab hier
1 : 750.

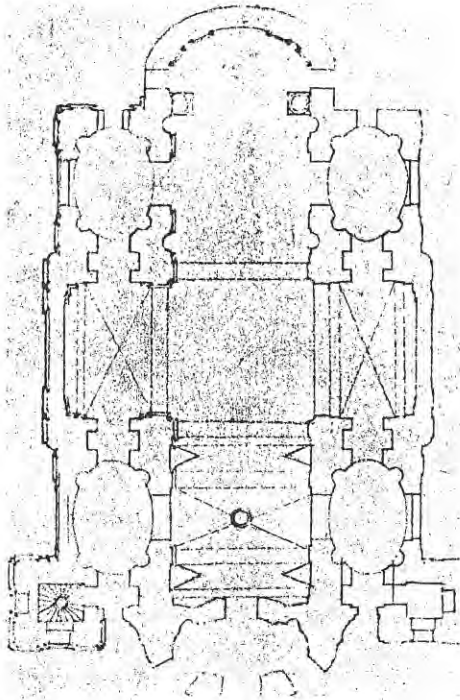
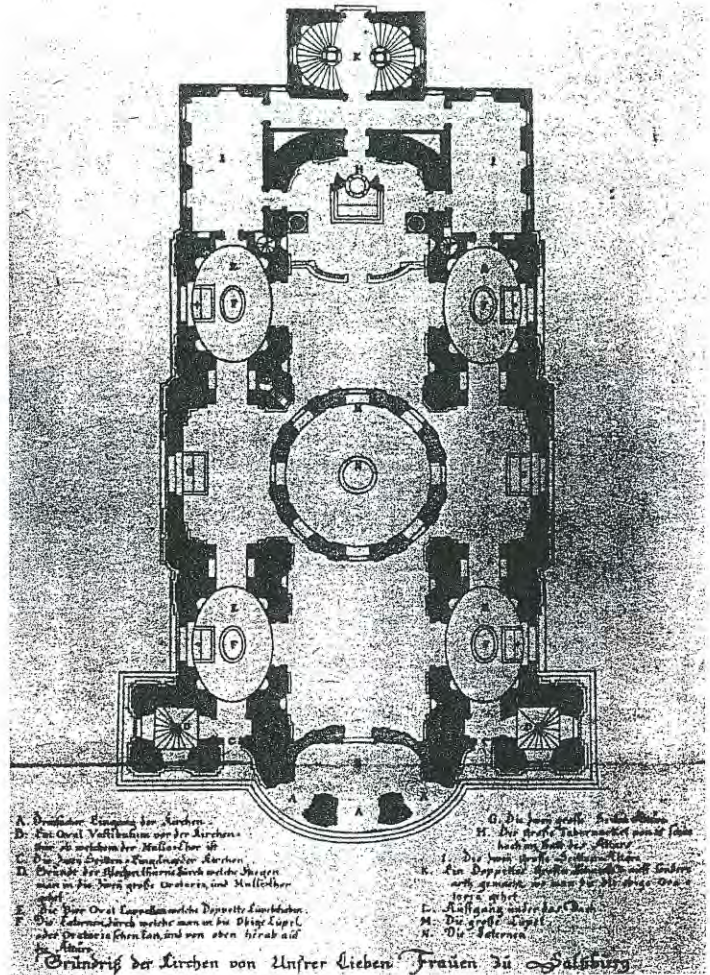


Abb. 3
Grundriß der Kollegienkirche in Fischers „Ent-
wurf einer Historischen Architectur“; Bd. IV,
Tafel XI. Maßstab des Risses hier 1 : 750.



zu lassen. Wer der Urheber der Änderungsvorschläge ist, bleibt unklar. Die Beschriftung des Planes spricht davon, daß sie nach Angaben des Erzbischofs gezeichnet wurden; ob die Entwurfsvariante jedoch von Fischer stammt oder im Umfeld des Erzbischofs von dritter Hand entwickelt wurde, kann daraus nicht entnommen werden.

Ein zweiter Grundriß der Kollegienkirche, der wohl noch in der Erbauungszeit entstanden ist, befindet sich im Salzburger Landesarchiv. Er entspricht in den Mauerzügen im wesentlichen dem ausgeführten Bau. Abweichungen finden sich auch hier im Bereich von Fassade und Chor: der Chorabschluß ist innen wie außen oval gerundet angegeben; am heutigen Bauwerk setzt dagegen die Apsisrundung innen mit Knick an, außen wird sie von zwei kurzen orthogonalen Anläufen begleitet. Die Choranbauten fehlen, der gebauchte Mittelkörper der Fassade tritt stärker vor als in der Ausführung, die Mauern der Türme sind massiver. Gliederung und

Schichtung der Wand sind detailliert angegeben. In der Literatur fand dieser Grundriß jedoch vor allem wegen der in ihm eingetragenen Gewölbeprojektion Beachtung, die immer wieder Spekulationen darüber nährte, daß Fischer die Wölbung der Kollegienkirche ursprünglich belichtet plante. Wie im folgenden zu erläutern sein wird, finden sich am Bau keine Hinweise darauf, daß gerade dieser Entwurf zu entsprechender Zeit das Ziel der Bauausführung war – doch scheint die offene Entscheidung über die letztendliche Gestaltung des Gewölbes den Bauablauf beeinflusst zu haben.

Der dritte zeitgenössische Grundriß der Kollegienkirche findet sich in Fischers Stichwerk „Entwurf einer Historischen Architectur“. Die Vorzeichnungen zu den dortigen Abbildungen der Kollegienkirche entstanden größtenteils vor 1707 für ein geplantes Druckwerk über seine Salzburger Bauten unter Erzbischof Johann Ernst von Thun². Der gezeigte Grundriß stellt eine nachträgliche

Idealisierung unter Korrektur der aus früheren Planungsphasen mitgeführten Unstimmigkeiten des Baues dar. Abweichungen von der Ausführung finden sich auch hier bei Chorschluß und Fassade: die Apsisrundung ist organischer an den Chor angefügt und korrespondiert so in stärkerem Maße mit der Bauchung des Fassadenkörpers; das Treppenhaus in der Verlängerung des Chores ist als eigenständiger Korpus hervorgehoben¹³; die Turmgrundrisse sind regularisiert; die Musik-Emporenwand als innerer Abschluß der Vorhalle ist als Projektion angegeben (entsprechend der Projektion des Tambourgrundrisses) und von geringer Stärke, wodurch eine Symmetrie von Apsisrund und konkaver Eingangsseite im Innenraum suggeriert wird. Am Bauwerk ist die konvexe Wand unter der Musikempore kräftig (tragend) ausgeführt. Welche Rückschlüsse dies auf die Planungsphasen der Fassade zuläßt, soll im weiteren Zusammenhang beschrieben werden.

Im Dachraum: Sargwand und Gewölbe

Der Dachraum eines Bauwerks stellt zumeist eine wichtige Befundzone dar. Spuren von Anschlüssen und Veränderungen werden hier nicht, wie am sichtbaren Innen- oder Außenbau, retuschiert; der Bauablauf bleibt in der Rohbauoberfläche und ihren zeitlich aufeinanderfolgenden Weiterbearbeitungen einsehbar. Im günstigsten Fall lassen die Befunde im Dachraum auch Rückschlüsse auf Umbauten oder Planänderungen in den Partien des Gebäudes zu, die der direkten Untersuchung entzogen sind.

Langhaus, Chor- und Querarme der Kollegienkirche sind mit einer Ziegeltonne gewölbt. Oberhalb eines etwa einen Meter hohen senkrechten Wandstücks, das auf dem Hauptgesims aufsitzt, verläuft das Gewölbe über einem Halbkreisquerschnitt mit einem Innenradius von 635 cm. Die Gewölbeschale selbst ist 50 cm stark²⁵.

Da die Zerrbalken, wie bei Tonnen- und Kreuzgratgewölben üblich und im Gegensatz zu vielen barocken Kuppelgewölben, erst oberhalb des Gewölbescheitels gespannt sind, mußte eine über sechs Meter hohe Sargwand errichtet werden. Durch die Einmauerung bzw. massive Aufmauerung des Gewölbefußes ist diese im Dachraum jedoch nur auf einer Höhe von 350 cm unterhalb der Mauerkrone sichtbar. Jeweils im Bereich der Haupttravee von Langhaus, Querhäusern und Chor sind 280 x 180 cm große, in Ziegel gesetzte querovale Öffnungen in die Sargmauer gearbeitet, die am Außenbau mit einem Werksteingewände in das Traufgesims einschneiden. Ihr Öffnungsscheitel sitzt ca. 60 cm höher als derjenige der hochovalen Fenster an Fassade, Apsis und Querhausfronten und etwa 50 cm unter dem Gewölbe-

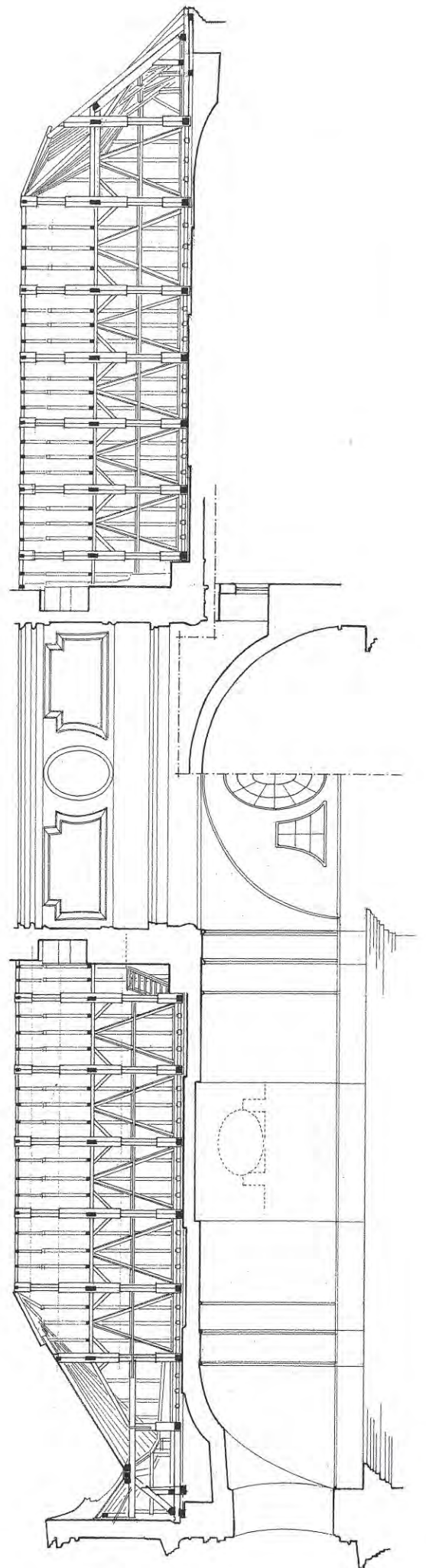
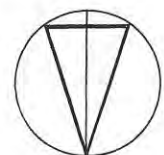
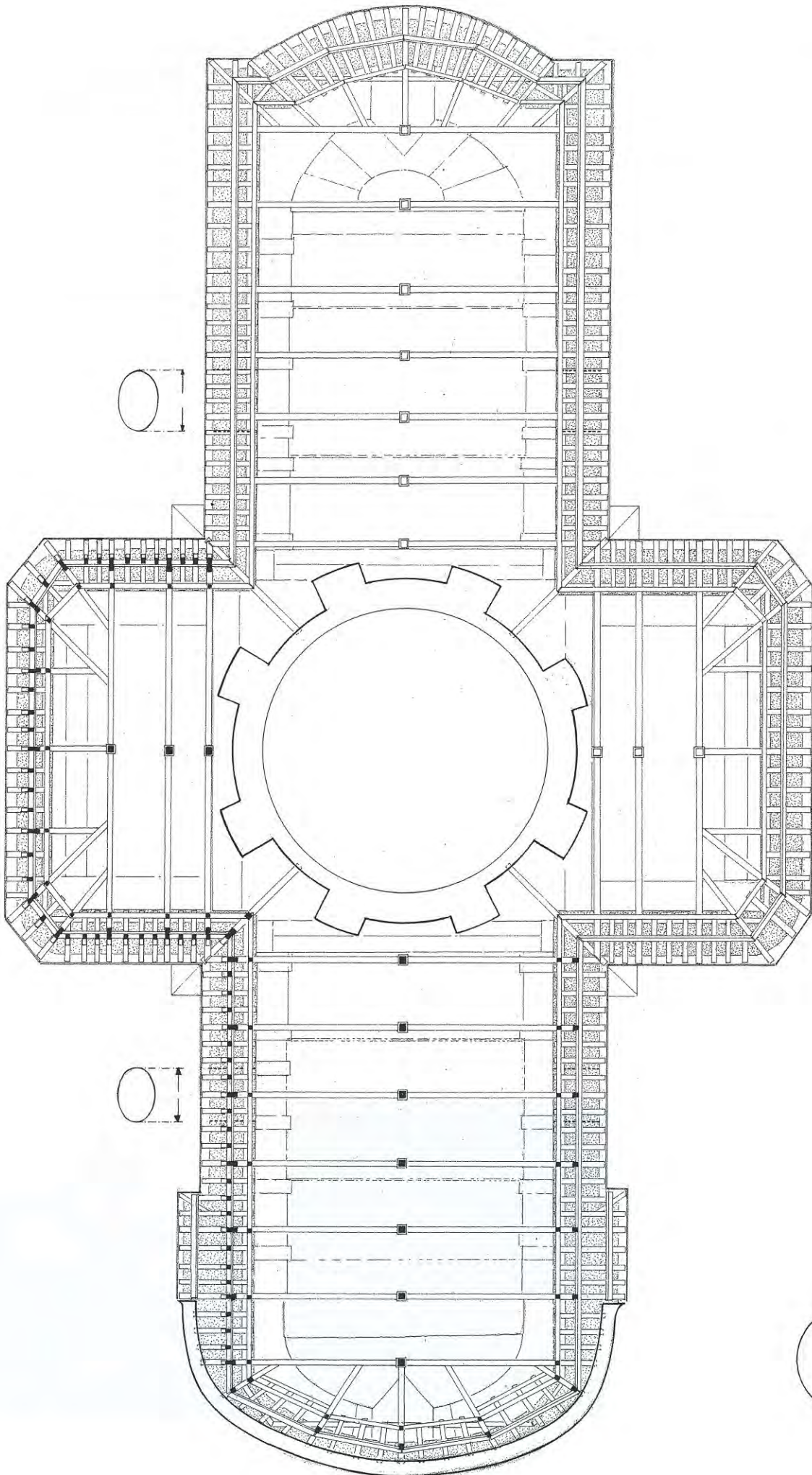


Abb. 4

Längsschnitt und Grundriß von Dachraum und Dachwerk, Maßstab 1 : 250.

An der Oberseite des Gewölbes finden sich im Bereich über Langhaus und Chor Höhenversprünge, die – mit, wie der Längsschnitt zeigt, einer entsprechenden seitlichen Überlappung – den Versätzen bzw. Gliederungen der Tonnenunterseite im Kircheninnenraum entsprechen. Die Höhe des Versatzes entspricht mit 17 cm einer Ziegelbreite. Durch die Überlappung der Gewölbeschalen entstehen Gurtzonen, deren stärkerer Querschnitt besser imstande ist, die statische Lastabtragungskurve („Seillinie“) in sich aufzunehmen. Die tieferliegenden Gewölbeabschnitte, die an die abschließenden Kalotten bzw. an die Tragbögen des Kuppeltambours anschließen, enden mit Wartesteinen; die dazwischenliegenden, höhersitzenden Gewölbeabschnitte sind im Arbeitsfortgang später eingezogen.



scheitel im Innenraum. Die Brüstung der Okuli ist identisch mit der Oberkante der massiven Übermauerung des Gewölbefußes. Eine dünne, durch einen kleinen Wandpfeiler versteifte Ziegelwand verschließt die Öffnung jedes Okulus, so daß diese am Außenbau nur als werksteingerahmte Nischen erscheinen.

Zwischen Sargwand und Tonne sind in regelmäßiger Abfolge niedrige Strebemauern gezogen. Diese sitzen auf der Übermauerung des Gewölbefußes auf und stehen weder mit der Gewölbeshale noch mit der Sargwand in Verband¹⁶. Sie sind statisch motivierte Elemente, die den Schub der vom idealen Seillinien-Querschnitt stark abweichenden Halbkreistonne am kritischen Punkt in die Außenmauern ableiten sollen. Am Chorgewölbe befindet sich die südlichste Stützmauer jeweils am Ansatz der Kalotte an die Tonne, die nördlichste neben dem Tragbogen des Tambours. Die dazwischenliegende Strecke ist in fünf Abstände aufgeteilt; die Platzierung der Strebemauern korrespondiert mit den Gliederungsabschnitten der Tonne (vgl. Abb. 4). Durch die Lage der beschriebenen Okuli im Grundriß mußte die regelmäßige Abfolge der Strebemauern unterbrochen werden. Am Beispiel des Okulus an der Ostseite des Chores kann dies verdeutlicht werden: eine Strebemauer, die bei regulärem Abstand in der Öffnung zu liegen gekommen wäre, wurde etwas nach Norden versetzt errichtet. Die Abschrägung der Mauerbrüstung, die der Krümmung des Okulusgewändes folgt, scheint – nach Ausweis des Abgleichmörtels, der dem Setzmörtel entspricht – nicht nachträglich erfolgt zu sein. Die Strebemauer berücksichtigt also den bereits vorhandenen Okulus und ist zugleich an einer unter den gegebenen Umständen statisch noch möglichst günstigen Stelle plaziert. Die beschriebenen Anschlüsse bestätigen einerseits nochmals, daß die Okuli keine spätere Hinzufügung sind, andererseits wirken sie jedem Gedanken entgegen, in den Aufmauerungen Relikte einer nicht ausgeführten Gewölbepfänger – etwa Auflager oder Widerlager für Stichkappen – zu sehen.

Zur Frage einer Belichtung des Tonnengewölbes

Ebenso falsch ist es, in den Okuli Belichtungsöffnungen eines geplanten, aber nicht ausgeführten Kreuz- oder Stichkappengewölbes zu vermuten. Bei ihrer Einmessung in den Grundriß des Dachraumes zeigte sich, daß sie jeweils seitlich versetzt zum mittleren Gewölbefeld liegen – die Mitte des Okulus befindet sich ca. 80 cm neben der Jochachse (vgl. Abb. 4). Zwischen den Okuli und dem Gewölbe (bzw. dem Gliederungssystem des Innenraumes) besteht demnach kein Planungszusammenhang.

Die häufig geäußerte These, wonach die Gewölbe der Kirche ursprünglich belichtet geplant waren¹⁷, stützt sich vor allem auf den oben erwähnten Grundrißplan im Salzbur-

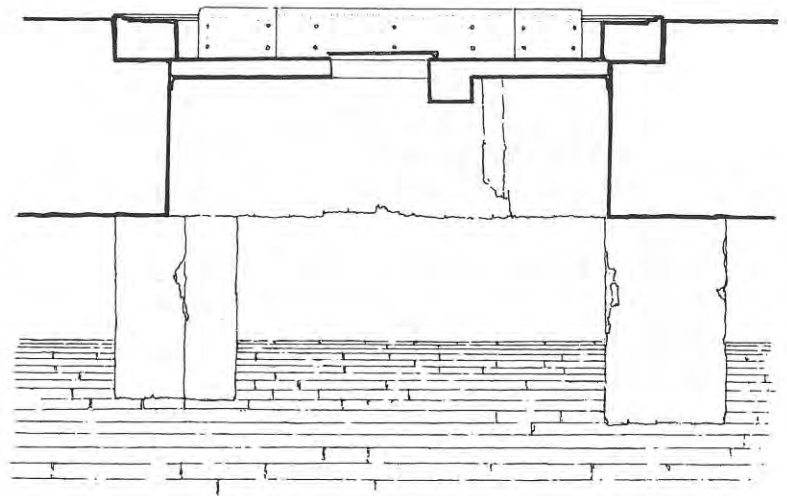
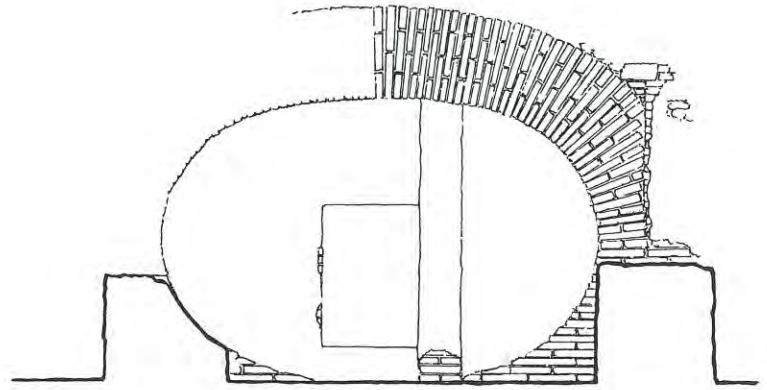


Abb. 6
Okulus in der östlichen Sargwand über dem Chor. Innenansicht und Grundriß M 1 : 50.

Abb. 5
Versprünge der Gewölbeshale über dem Chor mit Wartesteinen. Blickrichtung nach Norden zum Kuppeltambour.

Abb. 7
Chor und westliches Querhaus. Die Okuli in der Hochschiffwand (Sargmauer) sind Teil der Außengliederung des Bauwerks.



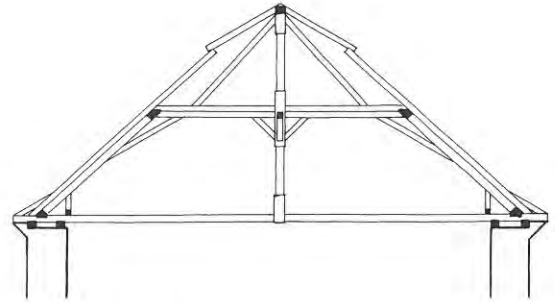


Abb. 8

Schemaquerschnitte des Dachwerks M 1 : 250. Leergespärre (links) und Gebinde (rechts).

Zerrbalken existieren nur in den Gebindeachsen; die Sparrenfüße sitzen in den Leergespärren auf Stichbalken auf, die an zwei Mauerlaten rückverankert sind. Die Zerrbalken, die über eine Distanz von vierzehn Metern gespannt sind, werden in der Mitte von einer Hängesäule unterstützt. Diese ist in Gespärre-richtung geteilt; ihre beiden Hälften sind durch Eisenschlaudern, die mittels Keilen nachspannbar sind, wieder verklammert. Die Säule umgreift zangenartig Spannriegel und Kehlbalken und wird so an diesen aufgehängt. Zusätzlich wird diese Aufhängung durch zwei Steben unterstützt, die am verstärkten Kopf der Säule angreifen und auf dem Kehlbalken aufsitzen. Aufwendig geschmitzte, an den Fasen rot gefärbte Kopfbüge sind zwischen die liegenden Stuhlsäulen und die Spannriegel gezogen, gleichartige Büge stabilisieren die Hängesäulen in Längs- und Querrichtung.

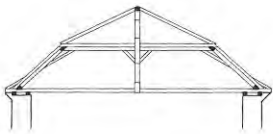
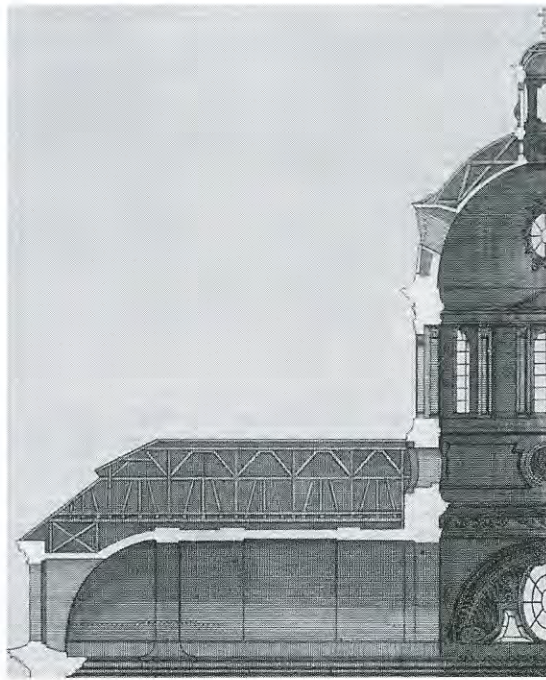


Abb. 9

Rekonstruktion des Dachwerkquerschnittes entsprechend Fischers Längsschnitt durch das Bauwerk (Detail aus der Zeichnung Agram 49). Abbildungsmaßstab hier 1 : 500.

ger Landesarchiv, in den die Projektion einer alternativen Gewölbeformation eingetragen ist: für die Schiffarme sind in den Hauptjochen Kreuzgratgewölbe, in den Nebenjochen Tonnenstreifen mit Stichkappen gezeichnet. Offensichtlich handelt es sich um diejenige Konstellation, die (später?) in der seit 1699 im Bau befindlichen und 1704 geweihten Johannesspitalkirche umgesetzt wurde. Eine Interpretation der Okuli als Relikte dieser Gewölbeplanung scheitert, wie beschrieben, an ihrer Lage im Grundriß; die Alternative, daß sie Fensterauschnitte im Gewölbe (verwandt den Fenstern in der Kuppelkalotte) durch schräg verzogene Lichtschächte bedienen sollten, ist aufgrund der statischen Situa-

tion unwahrscheinlich. Plausibler scheint vielmehr, daß die Intention für die Okuli in der Gliederung des Außenbaues zu suchen ist: sie sitzen *mittig im entsprechenden Wandfeld außen*, das aufgrund der Eckversteifungen in den Winkeln zwischen den Schiff- und Querhausarmen gegenüber der inneren Ordnung verschoben ist. Zugleich sind Funktionen wie die Belichtung des Dachraumes (die durch die sekundäre Vermauerung der Okuli nun verhindert wird) oder die Möglichkeit eines Ausstiegs auf das Dachwerk der Winkelkapellen zu Revisionszwecken denkbar.

Es kann demnach zur Frage der Gewölbeplanung gesagt werden, daß die Befunde an den

Gewölben selbst – die bei Abb. 4 und 5 beschriebenen Versätze der Schalen und die Wartesteine – dafür sprechen, daß das Gewölbefeld des jeweiligen Hauptjochs jedes Schiffarmes zuletzt geschlossen wurde. Dieser Bauablauf *kann* mit der These einer Planungsunsicherheit hinsichtlich der Gewölbe korrespondieren. Positive Befunde für die Vorbereitung oder anfängliche Umsetzung eines andersartigen Gewölbes – eines Kreuzgewölbes oder einer Tonne mit Stichkappen – finden sich nicht. Fischer selbst autorisiert die umgesetzte Lösung, indem er die unbelichtete und wenig gestaltete Tonne in seiner Publikation des Bauwerkes – Tafel XI in Buch IV der „Historischen Architectur“ – abbildet.

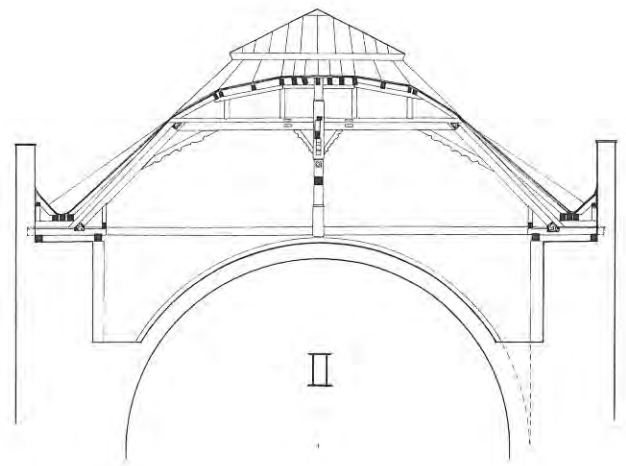
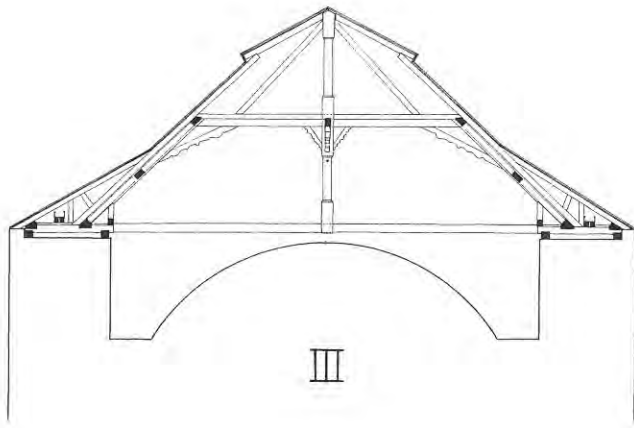


Abb. 10a

Querschnitt des dritten (links) und zweiten (rechts) Gebindes hinter dem Giebelaufsatz. M 1 : 250. An Spannriegel und Kehlbalken des zweiten Gebindes Sassen ehemaliger horizontaler Verstreibungen zum nun bis auf den Stumpf der Hängesäule entfernten ersten Gebinde (vgl. Abb. 10b).

Das Dachwerk über dem Hauptbau: Technik und Gestaltung

Besondere Aufmerksamkeit verdient das Dachwerk der Kollegienkirche: es stellt eine genuine Lösung dar, die vom historisch-bautechnischen Regelfall abweicht. Die Durchbildung und ihre Abweichung von Fischers Zeichnungen und Publikationen lassen vermuten, daß es sich um einen eigenständigen Entwurf des ausführenden Zimmermanns handelt.

Das Hauptdachwerk der Kollegienkirche ist auf einem Liegenden Stuhl mit mittlerer Hängesäule errichtet; Gebinde finden sich in jeder vierten Achse – das entspricht einem Gebindeabstand von etwa drei Metern (am Chorende im Einzelfall 3,60 m). Die Neigung des Dachwerkes beträgt unten 42 Grad. Die Sparren enden auf drei Viertel ihrer möglichen Länge. Ihnen sind kürzere Sparrenstücke aufgesetzt, die flacher geneigt sind; so bildet sich die Kontur eines Mansarddaches aus. Die Länge der Hängesäulen bestimmte die Höhe des Firstes, indem die Restsparren in den Gebindeachsen direkt an die Säulenspitzen angezapft sind. Die übliche Konstruktion eines Mansarddaches – ein zweistöckiges Dachwerk, bei dem der Wechsel der Neigung an die Stockwerksgrenze gebunden ist – ist hier durch eine etwas eigenwillige, aber offenbar stabile Invention abgewandelt; die Höhenlage der Mansardkante konnte frei gesetzt werden. Positive Hinweise darauf, daß die Konstruktion die Veränderung eines andersartigen Dachwerkes darstellt, fanden sich nicht. Es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, daß die Kon-

struktion zunächst als einfaches Satteldach abgebunden war und Hängesäulen wie Sparren in einem zweiten Arbeitsgang gekürzt wurden¹⁸.

Vergleicht man die jetzige Ausführung mit den Angaben zum Dachwerk in der vor 1707 entstandenen Vorzeichnung zum Längsschnitt aus der „Historischen Architectur“, erkennt man signifikante Abweichungen. Der Dachfirst schließt hier unter dem Gesims der Tambour-Fensterzone an; das Dachwerk mißt so nur 5,5 m in der Höhe – in der Ausführung ca. sieben Meter. Am Chorschluß ist gezeigt, daß die Kontur als klassisches Mansarddach mit Mansardkante an der Grenze der Dachstockwerke gemeint ist. Da sich das jetzige Dachwerk am Außenbau ungünstig mit der Kuppel verschneidet – eine Lösung, die Fischer als Entwerfer sicher nicht akzeptiert hätte –, ist anzunehmen, daß die Entscheidung für die ausgeführte Konstruktion vom Zimmermann selbst getroffen wurde. Die nun erreichte Kontur unterscheidet sich von der geplanten vor allem dadurch, daß sie das Dach vom umgebenden Straßenraum aus sichtbar macht und dem Mauerwerksbau so optisch einen eigenwertigen Abschluß aufsetzt.

Dachwerk und Gewölbe im Bereich des Fassadenrisalits

Bedeutsame Veränderungen des Dachwerkes fanden in der Abwalmung hinter der Fassade statt. Auch die dortige Gewölbekalotte zeigt bautechnische Unsicherheiten und Anschlußspuren, die auf eine Stockung des Baufortgangs oder eine Planänderung verweisen.

Wie durch teils wieder verschlossene Sassen an den Holzteilen nachweisbar, war das Dachwerk ursprünglich analog zum Walm über der Apsis konstruiert. Abdrücke der ehemaligen Sparrenfüße im Mörtel der Schildwand bezeugen darüber hinaus, daß das Dachwerk nicht nur abgebunden, sondern bereits aufgerichtet war. Der Mörtel, in dem sich diese Abdrücke befinden, ist der originale Setzmörtel des Giebelaufsatzes, kein späterer Einputzmörtel der Dachwerkbauteile. Das bedeutet, daß das Dachwerk *zuerst* aufgerichtet wurde; im Anschluß wurden die Zerrbalken- und Sparrenfüße mit dem Diademgiebel übermauert. Offenbar erschien die unmittelbare Entwässerung des Dachwalmes an das Mauerwerk des Giebelaufsatzes daraufhin zu riskant, weshalb das Dachwerk noch vor der Eindeckung¹⁹ zum Grabendach umgestaltet wurde. Dabei wurden, wie in nebenstehenden Zeichnungen und Rekonstruktionen festgehalten, die vorhandenen Bauteile an Ort und Stelle gekürzt bzw. ergänzt. Zur Sicherung des Giebelschildes und als Auflager der Traufe wurde ein horizontaler Balken in der Achse der Hängesäulen eingeführt, über welchen (sowie im weiteren Verlauf über eine Zugstange) das Diadem am Dachwerk rückverankert ist. Da dieser Balken ein Kernstück der neuen Konstruktion ist, haben die Zimmerleute das Datum der Veränderung auf ihm festhalten: 1706, in balkenhohen, rotbraunen, mit dem Pinsel über die Anschlüsse der Konstruktion geschriebenen arabischen Ziffern²⁰. Bei der Skizzierung des Dachwerk-Grundrisses konnte zudem beobachtet werden, daß

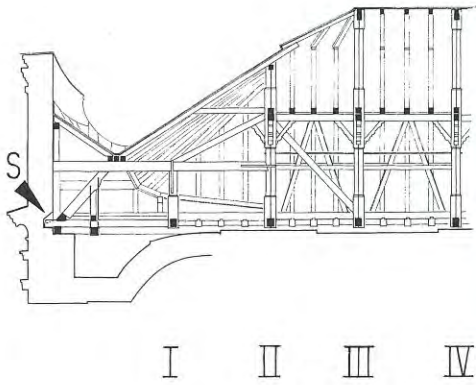


Abb. 10b
Längsschnitt des Dachwerks hinter dem Giebelaufsatz. M 1 : 250. Die Hängesäulen des ersten und zweiten Gebindes wurden vor Ort gekürzt, ein horizontaler Riegel als Auflager des Dachgrabens neu in die Konstruktion eingeführt. S: Sasse des bereits aufgerichteten, wieder entfernten Sparrens.

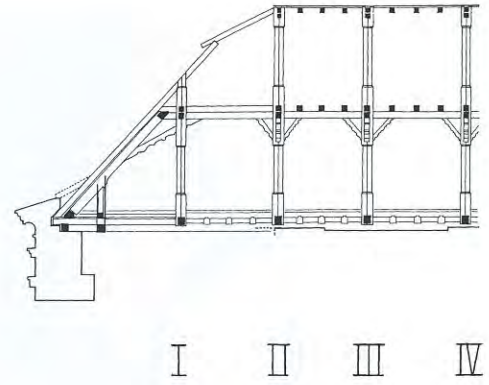


Abb. 10c
Rekonstruktion der ursprünglichen Dachwerkskonstruktion. M 1 : 250 (Sparrenebene nicht dargestellt).

Abb. 11
Sassen in Spannriegel und Kehlbalken des zweiten Gebindes, gekürztes Kopfband (schräg nach vorne).

Abb. 12
Sparrensasse (vgl. Abb. 10b) und Sassen der Aussteifung in der Stuhlsäulen-Ebene.

Abb. 13
Selbstdatierung „1706“ auf dem Horizontalriegel.





Abb. 14
Östliches Ovalfenster der Fassadenattika von innen. Rechts unten angeschnitten die Kalottenwölbung.



Abb. 15
Die Überwölbung des Fassadenbaukörpers setzt am Tonnengewölbe des Langhauses unter der nördlichsten regulären Binderachse des Dachwerkes mit einer deutlichen Nahtstelle an. Diese Baufuge ist gekennzeichnet durch einen Wechsel der Technik (am Tonnengewölbe signifikantes Tiefersitzen der Binderlagen gegenüber den Läuferlagen, an der Kalotte ebene Oberfläche) sowie des Ziegelformates (die Ziegel der Kalotte sind etwas niedriger); die Naht verläuft relativ regelmäßig und ohne Wartesteine. Die ‚Kalotte‘ führt zunächst die Höhenebene der Tonne weiter; ein 150 cm breiter Streifen nördlich des Anschlusses ist noch als Tonnenstreifen gemauert. Erst an diesen setzt, nach einem glatt verspringenden Absatz von 17 cm Höhe, das in Ringlagen gemauerte eigentliche Kalottengewölbe an. Ein Druckring existiert nicht; die Lagen sind, verglichen mit dem Gewölbe der Apsiskalotte, grob gezogen. Ähnlich improvisiert wie die Kalotte wirkt der Anschluß des Attika-Mauerwerks an die Sargwand des Langhauses; ob die dortigen Anflickungen jedoch als echte Baunaht betrachtet werden können, muß angesichts des insgesamt sehr unregelmäßigen und durch den Grobputz verunklärten Mauerwerksbildes offen bleiben²¹.

die Länge der Zerrbalken bzw. der Ansatz der Sparrenfüße offensichtlich mit einem vom heutigen Radius/Kurvenverlauf des Fassadenbaukörpers abweichenden Mauerwerk rechnete – der Zimmermann setzte eine stärker dem Halbrund angenäherte Schwellung des Baukörpers voraus. Zum Zeitpunkt des Abbindens des Dachwerkes lagen offenbar noch keine zuverlässigen Informationen über die Gestalt der Attika vor.

Auch der Gewölbereich unterhalb dieser improvisierten und umgestalteten Dachzone, die Kalotte innerhalb des Fassadenbaukörpers, zeigt technische Sonderlösungen. Dies mag einerseits am geometrisch schwierigeren Grundriß der Kalotte liegen, die mit einer schwachen seitlichen Ausbauchung über die Flucht der Langhaustonne hinaustritt, also quasi eine angeschnittene Kuppel darstellt; die bei Abb. 14 erläuterten Befunde sprechen

jedoch eher dafür, daß die Planung des Gewölbeabschlusses zur Fassade hin selbst zum Zeitpunkt der Errichtung der Langhaustonne noch nicht eindeutig geklärt war.

In die Fassadenkalotte schneidet mittig, wie in der Apsis, eine Stichkappe ein. Zwei niedrige Aufmauerungen seitlich der Stichkappe leiten Schubkräfte aus der Kappe in die Übermauerung des Kalottenfußes ab. Der Stichkappe entspricht am Außenbau das mittlere der hochovalen Fenster in der Fassaden-Attika. Die seitlichen Fenster erscheinen nur in ihrer oberen Hälfte in der Sargwand über dem Kalottenfuß; die massive Aufmauerung des Gewölbefußes ist hier etwas niedriger ausgeführt, so daß das Mauerwerk exakt bis zur halben Höhe des Fensters reicht. Es fanden sich keine Hinweise darauf, daß auch von diesen Öffnungen aus Stichkappen in die jetzige Kalotte ein-

schneiden sollten. Die Abweichung des Kalottengrundrisses vom Außengrundriß der Attika bzw. des Fassadenbaukörpers führt dazu, daß Stichkappen von den seitlichen Fenstern aus hätten schräg verzogen werden müssen.

Angesichts der ansonsten routiniert ausgeführten Wölbung – auch im Bereich der Apsiskalotte – sprechen die bei Abb. 14 beschriebene Mauertechnik der Wölbung im Fassadenbaukörper und das abweichende Ziegelformat dafür, daß diese Partie unter Schwierigkeiten, vermutlich mit zeitlicher Verzögerung fertiggestellt wurde. Ob alternative Planungen – etwa mit weiteren Stichkappen – sich zuvor in der Umsetzung befanden, die jetzige Situation also einen ‚Umbau‘ darstellt, konnten die einsehbaren Nahtstellen im Mauerwerk jedoch nicht beantworten.

Der Fassadenrisalit in den Bildquellen

Die Einzelbefunde im Dachraum hinter der Fassadenattika und dem Diademschild weisen darauf hin, daß in diesem Bereich des Bauwerks noch zu einem sehr späten Zeitpunkt eine Entwurfs Offenheit bestand; leider lassen die Befunde an den Mauerwerkspartien jedoch keine sicheren Schlüsse auf die Art der Alternativplanungen zu. Ein Blick auf die graphischen Quellen kann deshalb dazu dienen, Interpretationsmöglichkeiten der festgestellten Spuren aufzuzeigen.

Auch für die Entwurfsgeschichte der Fassade der Kollegienkirche muß der zweigeteilte Grundriß aus dem Salzburger Museum Carolino Augusteum als früheste Quelle herangezogen werden. Wie oben erwähnt, reißt die Skizze in der oberen Blathälfte ohne Angaben zur Außengestalt der Fassade ab; das Langhaus schließt innen orthogonal, die Enden der ‚Seitenschiffe‘ (Kapellenfluchten) sind offen.

Dieser ersten Planungsstufe wird eine Fassadenzeichnung im Salzburger Landesarchiv zugeordnet, die eine siebenachsige Doppelturmfassade mit dreiachsigem mittleren Giebelrisalit und großer Ordnung zeigt. Im Mittelrisalit wird die durch ein in die Gebälkzone vorstoßendes Fenster betonte Eingangachse von je einer seitlichen Achse mit Nischen²² im Unter- und Fenstern im Obergeschoß begleitet. Der Risalit wird von je einer Achse mit Nebenportalen eingefasst, die durch die Verkröpfung des Gebälks und die Dunkellavierung der Fensteröffnungen als zurückspringend gekennzeichnet sind. Die seitlich abschließenden Turmachsen treten dementsprechend wieder vor. Oberhalb des Hauptgebälks sitzt dem Mittelrisalit eine ver schmälerte Attikatafel mit Giebel auf.

Der hier erschlossene Grundriß der Fassade kann also durchaus mit dem Grundriß aus dem Salzburger Museum (erster Zustand) in Verbindung gebracht werden. Trotzdem sollte die Bedeutung des Risses als Entwurfsdokument nicht überschätzt werden. Obwohl Detailformen angegeben sind, die an der Kollegienkirche ausgeführt wurden – das in die Gebälkzone stoßende Mittelfenster, die Position der Turmuhen im Architrav – läßt die stereometrische Härte der Konstruktionen den Verdacht aufkommen, daß die Zeichnung nicht aus der Hand Fischers stammt. Besonders aufschlußreich ist der Vergleich des signifikanten Fensters in der Attika: dieses ist im Fassadenriß sehr plump als gestreckter Kreis konstruiert, das von der Rahmung der seitlich angelegten Fensterformen zerteilt wird. In einer späteren Seitenansicht Fischers, die zum Konvolut der Agramer Handzeichnungen gehört, erscheint das gleiche Fenster an der Querhausfront dagegen als echtes Oval. Es kann sich beim Fassadenriß aus dem Salzburger Landesarchiv also entweder um eine Entwurfsvariante aus dem Umkreis der Bauausführenden oder Bauherren handeln, die unter Kenntnis der von Fischer geplanten Motive angefertigt wurde,

oder selbst nur um einen späteren Versuch über Themen der Kollegienkirchen-Fassade von der Hand eines eher unbeholfenen Zeichners.

Die erste Ansicht der Fassade der Kollegienkirche entstand dennoch bereits vor ihrer Ausführung. Ein Stich von Johann Friedrich Perreth aus dem Jahr 1699 zeigt den Erzbischof v. Thun umgeben von seinen Salzburger Bauten – ausschließlich solchen von Fischer v. Erlach –, die, z. T. bereits ausgeführt, z. T. noch in der Planungs- oder Erbauungsphase, unterschiedlich nah ihrer endgültigen Gestalt wiedergegeben sind. Der Fassadenrisalit ist hier bis zum Hauptgebälk vorgewölbt dargestellt, die Attikatafel dagegen flach. Unklar ist, ob der Stich eine 1699 aktuelle Planung wiedergibt. Die Schwierigkeiten des Zeichners/Stechers bei der perspektivischen Darstellung lassen es ebensogut möglich erscheinen, daß er eine Vorlage über den Planungsstand aus der Werkstatt Fischers mißverstanden hat.

Ob die Befunde am Bau dennoch dafür sprechen, daß die flache Attikatafel zu einem späten Zeitpunkt noch das Ziel der Bauausführung war, kann durch die Übersetzung der in der Ansicht Perreths gezeigten Fassadenlösung in den Grundriß und Schnitt des Baues geprüft werden. Unter Zuhilfenahme des Stiches in der „Historischen Architectur“ zeigt die Simulation die Umsetzung dieser Fassade (Abb. 18). Das flach geneigte, ‚unsichtbare‘ Dach über dem Vorbau, der oberhalb des Gebälks von einer Balustrade bekrönt wird, findet sich in dieser Form z. B. an Fischers Johannesspitalkirche in Salzburg. Die flache – oder über dem Grundriß der Musik-Emporenwand schwach konkave – Attikatafel wäre an der Stelle an die Seitenmauern bzw. Sargwände des Langhauses angeschlossen worden, an der sich heute die bei Abb. 15 erwähnte mögliche Baunaht befindet. Gleiches gilt für das Gewölbe; hier befindet sich die Baunaht unter dem nördlichsten regulären Dachwerkgebände, das wenig hinter dem Giebel zu stehen gekommen wäre. Der Tonnenstreifen, der heute die Verbindung zwischen dem eigentlichen Tonnengewölbe und dem Kalottengewölbe herstellt, nähme demnach die Stelle eines Abschlußgurtes im Innenraum ein.

Wenig aufschlußreich ist eine Zeichnung der Seitenansicht der Kollegienkirche im Agramer Konvolut, die – trotz der detaillierten und ausführungsnahen Darstellung einzelner Bauglieder – für die Fassade eine rechteckige Vorhalle bis zur Höhe des Hauptgesimses vorsieht. In einer weiteren, leider selten abgebildeten Zeichnung aus dem Agramer Konvolut – Blatt Nr. 7v²³ – ist die Fassade der Kollegienkirche frontal gezeigt. Die Ansicht ist perspektivisch; der Horizont liegt tiefer als in der Fassadenansicht in der „Historischen Architectur“. Der Mittelrisalit ist nun als konvexer Körper bis zum Hauptgesims dargestellt; die Angaben über den Aufsatz sind

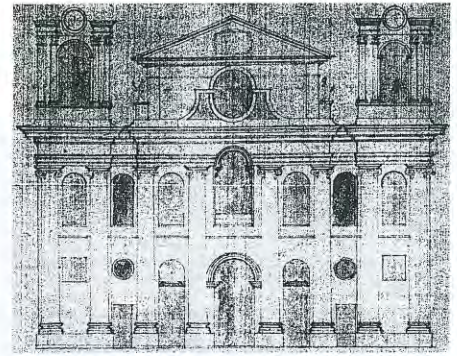
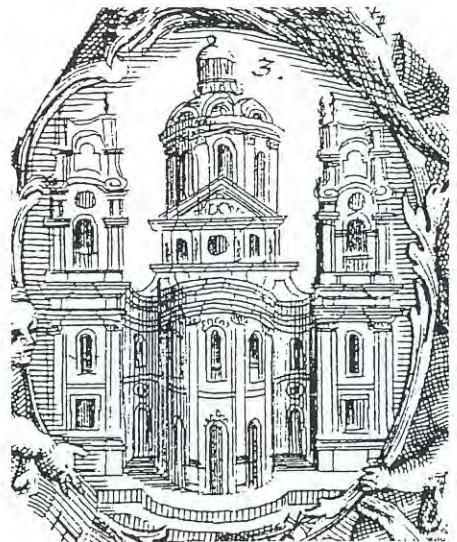


Abb. 16
Fassadenentwurf für die Kollegienkirche (?).
Salzburger Museum Carolino Augusteum.

Abb. 17
Prospekt der Kollegienkirche. Ausschnitt aus dem Stich Perreths, 1699. Die Front der Kollegienkirche wird hier von einem erhöhten Standpunkt aus dargestellt, wie ihn Fischer auch später für die Fassadenansicht in der „Historischen Architectur“ wählt; dieser erlaubt, die Kirche auch in der Vorderansicht als Kuppelbau zu kennzeichnen, während realer Fassade und Kuppel von Platzraum aus nicht zusammen wahrnehmbar sind. Die Darstellung ist emblematisch, etwa vergleichbar einer Gründungsmedaille. Wie am ausgeführten Bau wölbt sich zwischen den als konkav gekennzeichneten Schmaltraveen, die die Kapellenflucht abschließen, nun ein Mittelrisalit bis zum Hauptgebälk kräftig vor. Über dem Gebälk lösen sich die Baukörper voneinander; die Fassadentürme steigen frei auf, das Langhaus wird von einer flachen, zurückversetzten Attikatafel abgeschlossen.



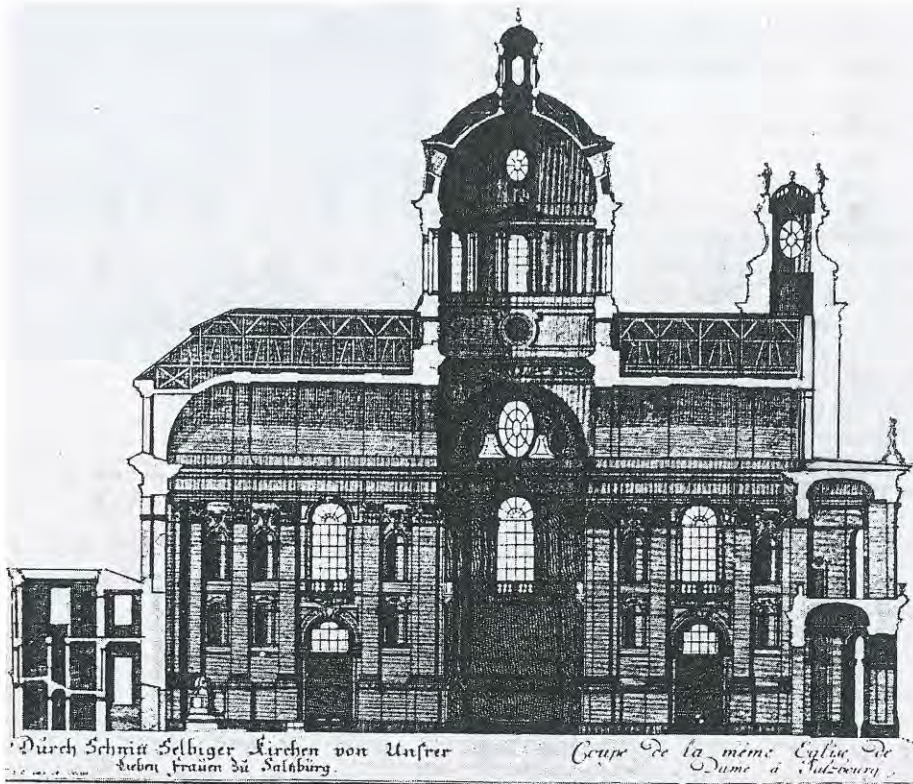
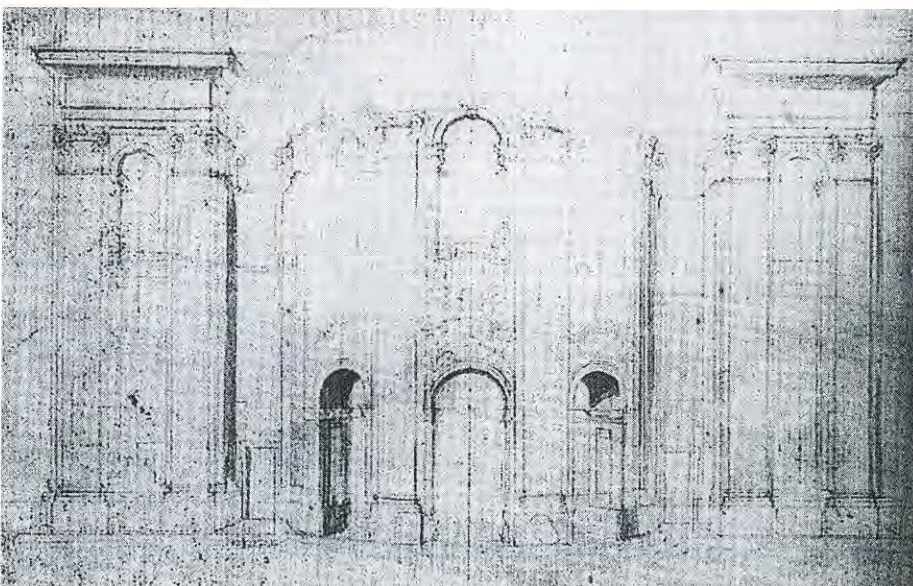


Abb. 18
 Rekonstruktion eines potentiellen Planungsstadiums mit flacher Attikatafel. Grundlage ist der von Fischer auf Tafel X, Buch IV seines „Entwurfs einer Historischen Architectur“ publizierte Längsschnitt der Kirche. Abbildungsmaßstab hier 1 : 750.

Abb. 19
 Studie zur Fassade der Kollegienkirche. Agram 7v.



noch unsicher. Quasi der Bauausführung entsprechend sind dagegen die Darstellungen der Fassade in den Vorzeichnungen für die später im Stichwerk der „Historischen Architectur“ verwendeten Platten. Der schwierige Längsschnitt durch den gebauchten Fassadenkörper ist etwas vereinfacht angegeben (die Krümmung des geschnittenen Okulus in der Attika ist z. B. vernachlässigt); dennoch ist zweifelsfrei die umgesetzte Fassadenlösung gemeint. Wie im Zusammenhang mit den graphischen Quellen zum Grundriß erwähnt, ist die Innenwand der Vorhalle (unter der Orgelempore) dünner dargestellt als im Bau ausgeführt. Der Vergleich des Längsschnittes mit dem in diesem Punkt korrekten Bauaufmaß-Schnitt für die Österreichische Kunsttopographie macht klar, daß die Wand in ihrer tatsächlichen Stärke für ihre jetzige Funktion zu kräftig ist, die Darstellung Fischers den ‚Baufehler‘ somit korrigiert. Es kann geschlossen werden, daß es sich bei der Ausführung der Vorhallen-Innenwand als tragfähige (Stützen-)Wand um ein Relikt aus einer früheren Planung handelt. Dies verweist wieder auf das oben erschlossene Entwurfsstadium mit einer Attikatafel als Abschluß des Langhauses, die sich über der Innenwand des Vorhallenbaues erhoben hätte. Der Abschluß des Langhauses von innen hätte sich in diesem Falle optisch der Innenfassade der Querhausarme angenähert.

Graphische Quellen und Baubefunde erlauben zusammen den Schluß, daß der heute sichtbare Fassadenkörper im wahrsten Sinne des Wortes ‚stufenweise‘ entworfen wurde. Auf ein mögliches erstes Planungsstadium mit einer ‚flachen‘ Fassade – gemeint ist hier ein rechtwinkliger Abschluß des Langhauses, mit oder ohne rechteckige Vorhalle – verweisen nur noch die Bildquellen (zweigeteilter Grundrißplan, erster Zustand, mit dem flachen Innenabschluß des Langhauses; Agramer Seitenansicht). Für den Entwurfsgedanken eines vorgewölbten Fassadenkörpers bis zur Höhe des Hauptgesimses mit flacher Attikatafel finden sich auch (tendenzielle) Hinweise am Bau – es kann jedoch nicht als gesichert gelten, daß dieses Entwurfsstadium tatsächlich für einen gewissen Zeitraum die Grundlage der Bauausführung (quasi der Werkplan) war. Doch selbst nach der Entscheidung für eine gemäß dem Grundriß des Vorbaues vordrängende Attika scheint die Planung des darüber aufragenden Giebels noch nicht abgeschlossen gewesen zu sein, wie die Notwendigkeit der Veränderung des Dachwerkes anzeigt. Die Entwicklung und Umsetzung (oder Durchsetzung?) seiner Invention scheint für Fischer ein langwieriger Prozeß gewesen zu sein, der bis in die Endphase der Bauarbeiten andauerte. Worin die tieferen Gründe des Kampfes um diese prominenteste (und zeitgenössisch umstrittenste) Partie der Kirche liegen, kann der Bau selbst jedoch nicht erklären.

Die Choranbauten

Eine in der Forschung grob vernachlässigte, bei genauerer Betrachtung des Bauwerks aber hochinteressante Zone der Kollegienkirche sind die Choranbauten.

Der Chor ist seitlich und südlich von einer Gruppe eigenständiger Baukörper umgeben. An die Chorflanken schmiegt sich je ein zweistöckiger Bau, der im Untergeschoß als Sakristei bzw. Kapelle, im Obergeschoß als Festsaal für die Universität genutzt war. Diese Obergeschosse werden über ein eigenes, dem Chor südlich vorgelagertes Treppenhaus erschlossen. Quer vor der Apsis liegt hierzu ein Verbindungsgang zwischen dem östlichen und dem westlichen Choranbau. Die vier Raumeinheiten sind am Außenbau und in der Dachzone zu drei Baukörpern zusammengefaßt.

Bereits die Bildquellen aus der Planungs- und Bauzeit zeigen, daß im Bereich der Choranbauten ein räumlich durchdachter Entwurf nicht zustande kam. Sie zeigen die Partie entweder gar nicht, nur skizzenhaft oder in nicht ausführbarer Form. Als älteste Abbildung kann die Angabe eines Sakristei-anbaues in der Vergrößerungsvariante des zweigeteilten Grundrißplanes im Salzburger Museum Carolino Augusteum gelten, der mit den jetzigen Sakristei-/Festsaalbauten in der Dreiaxialität der seitlichen Befensterung und den Durchgängen zu Chor und Winkelkapellen übereinstimmt. Eine Erschließung der Obergeschosse ist hier noch durch eine Wendeltreppe in der Sakristeiecke angedeutet. Auf dem zeitlich nächsten Grundriß, dem ‚Gewölbeplan‘ aus dem Salzburger Landesarchiv, ist auf die Angabe von Choranbauten wieder vollständig verzichtet. In der Agramer Zeichnung der Seitenansicht (‚facata von außen‘) ist der östliche Festsaalbau in seinen Umrissen und mit einer Gliederung aus Ecklisenen und einem kräftigen Gesims angegeben. Die Traufhöhe stimmt, wie in der Ausführung, überein mit der Unterkante der Kapitelle der großen Ordnung am Hauptbau. Wie der gesamte Apsisbereich, ist jedoch auch der Choranbau wesentlich länger angegeben als ausgeführt, was Sedlmayr²⁴ veranlaßte, die Zeichnung in die Nähe der zweiten Grundrißvariante des Planes im Salzburger Museum Carolino Augusteum zu rücken, in der diese Verlängerung der Chorpartie thematisiert wird. Die dritte quasi bauzeitliche Abbildung findet sich in der Vorzeichnung zum Längsschnitt in der ‚Historischen Architectur‘ (vgl. Abb. 18), der das Treppenhaus und den Verbindungsgang erfaßt, jedoch keine Angaben zu dem dahinter höher aufragenden Festsaalbau macht. Hier ist die Deckung des Treppenhauses erst über der vollen Höhe seines zweiten Geschosses eingezeichnet; über die Konstruktion der Flachdecke sind keine Angaben gemacht. Der Verbindungsgang selbst ist niedriger und von einem Pultdach überdeckt, das in einen Graben an der Apsiswand entwässern

soll und dabei das Apsisfenster so wenig als möglich überschneidet.

Auf der Grundrißtafel in der ‚Historischen Architectur‘ sind Angaben zu den Funktionen der einzelnen Räume gemacht. Das Treppengehäuse ist beschrieben als ‚Ein Doppeltes grosses Schneck auff sonders arth gemacht wo man zu die obige Oratoria gehet‘. Daß Fischer mit den Oratorien nicht die Festsäle, sondern die Obergeschosse der Winkelkapellen meint, ergibt sich aus den Beschreibungen der Fassaden-Turmtreppen, ‚durch welche Stiegen man in die zwey große Oratoria, und Music-Chor gehet‘. Tatsächlich sind die südlichen Oratorien heute nur durch die engen Chorwendeltreppen oder schmale Treppen längs der Chorflanken in den modern veränderten Festsaalbauten, die zugleich eingezogene Zwischengeschosse erschließen, erreichbar²⁵. Die Angaben in der ‚Historischen Architectur‘ verweisen darauf, daß vor diesem Umbau eine räumliche Anbindung zwischen dem Verbindungsgang und den Oratorien bestand; dies erklärt die Ausformung des sehr eigenwertigen Treppenhauses, das als bloße Erschließung der Obergeschosse der Sakristeien etwas zu prächtig geraten scheint.

Befunde im Bereich der Choranbauten und ihre Interpretation

Die wenigen Hinweise auf die Choranbauten im Planmaterial weckten bislang nicht, wie im Fall des Fassadenbaukörpers, konkrete Erwartungen hinsichtlich bestimmter Befunde am Bauwerk. Um so unvoreingenommen können die dortigen überraschenden Spuren gelesen werden, und um so erfreulicher ist ihre ‚Vollständigkeit‘ als hinreichende Dokumente für die Rekonstruktion des Planungs- und Bauverlaufs.

Wie am Hauptbau selbst, besteht auch an den Choranbauten das Problem, daß sich der heutige Bau nur an wenigen Stellen offen zeigt. Neben der Beobachtung der Verschneidung der Baukörper, dem Verspringen der Stockwerksebenen, der Dachlandschaft, offensichtlichen Befunden wie Einbrüchen oder Zusetzungen älterer Zugänge in den Treppenspindeln der Chorseitenwände, bieten sich deshalb wiederum vor allem die Dachräume als Quelle für Informationen an. In diese Dachräume über den seitlichen Choranbauten gelangt man durch die Wendeltreppen in der Chorwand. Die Chorseitenwände sowie die Südmauern der Winkelkapellen bestehen, soweit sie in den Dachräumen der Choranbauten offen sichtbar sind, aus Mischmauerwerk mit hohem Ziegel- bzw. Ziegelbruch-Anteil. Sie sind mit einem groben, körnigen Unterputz beworfen, der sich vom Setzmörtel unterscheidet.

Die Neigung der Pultdächer über den Choranbauten wurde nachträglich vergrößert. Unter dem jetzigen Dach sind an den Wänden umlaufend die Anschlußspuren der ehemaligen Dachdeckung erhalten (vgl. Abb. 22 [G]). Für diese wurde in das bestehende

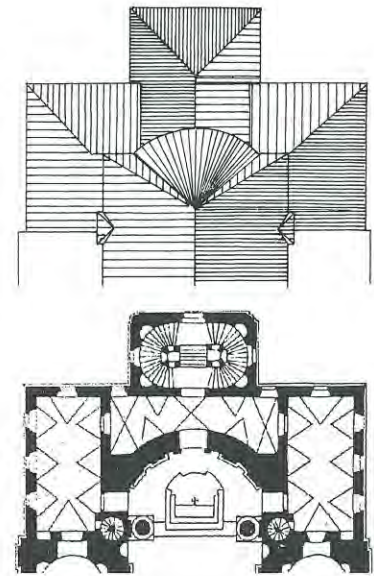
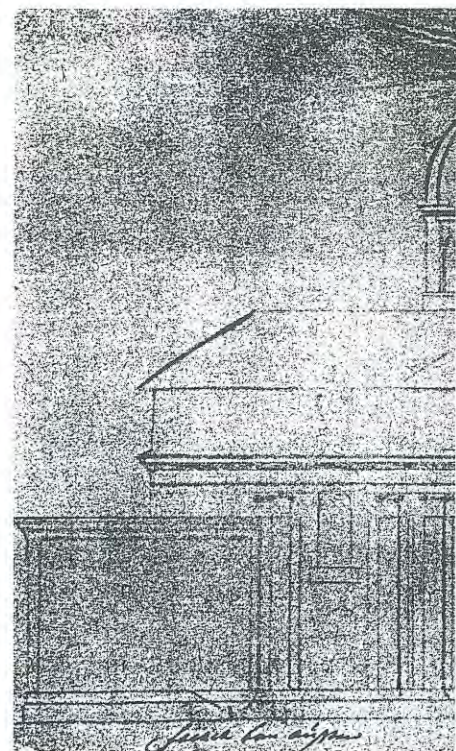


Abb. 20

Die Choranbauten. M 1 : 750. Der Vergleich von Dachaufsicht und Grundriß macht deutlich, daß die vier Raumelemente des Grundrißes am Außenbau zu drei Baukörpern zusammengefaßt sind: der Verbindungsraum zwischen dem Treppenhaus und den Festsaalbauten wird unterschlagen.

Abb. 21

Seitenansicht des östlichen Festsaalbaues und der Chorflanke. Detail aus der Zeichnung Agram 48. Abbildungsmaßstab 1 : 750.



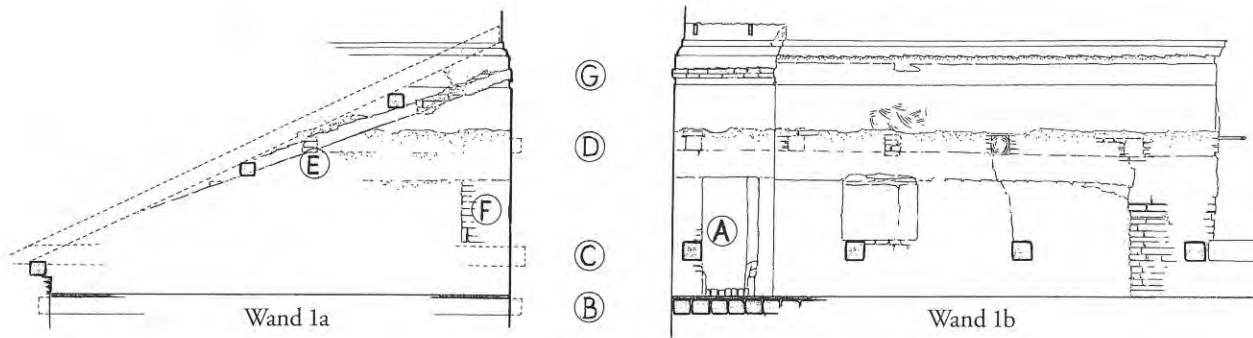


Abb. 22
 Dachraum über dem westlichen Festsaalbau, Umfassungswände M 1 : 100. Grundriß des Dachraumes über den Choranbauten M 1 : 250. Die Ausgänge vom Treppengehäuse in die Dachräume (A) sind untermannshoch und schmal, die Gewände der Öffnungen grob verputzt, der Sturz gerade²⁹. Die Schwellen sind aus hochkant stehenden Ziegeln gemauert; an den Gewänden der Öffnung zum westlichen Dachraum ist deutlich sichtbar, daß die Schwelle nachträglich um ca. 40 cm abgesenkt wurde. Der Boden der Dachräume ist mit dicht verfugten, verklinternten Ziegeln vom üblichen Format 28/15, aber nur 3 cm Höhe, belegt. Den Unterbau dieses Belages bildet eine Vollbalkendecke (B). Vergleichbare Konstruktionen finden sich in Salzburg an der Dreifaltigkeitskirche und an der Johannesspalkirche, jeweils unter flach geneigten Dächern, auf deren Dichtigkeit kein Verlaß war. Zusätzlich bietet diese Ausführung einen gewissen Brandschutz über nicht gewölbten Räumen. Dementsprechend sind die Dachstühle über den Choranbauten so konstruiert, daß der Klinkerbelag an keiner Stelle gestört oder unterbrochen werden mußte; die Deckenbalken dienen deshalb nicht als Zerr- oder Ankerbalkenlage. Statt dessen ist eine eigene Ebene kräftiger Zerrbalken (C) von 28–30 cm Höhe 75 cm über dem Klinkerbelag eingefügt. Die Balken sind in der Chorseitenwand einge-

mauert und überkämmt auf der Außenwand des Anbaues eine Mauerlatte.

190 cm über dem Klinkerboden findet sich eine Ebene von im Verband gemauerten Löchern (D), ca. 20/20 cm, 15 cm tief, mit horizontaler Brüstungs- und Sturzfläche und unregelmäßigen Abständen. Es handelt sich dabei um Rüstlöcher, wie der Abdruck eines Rundholzes an der Rückseite eines der Löcher nahelegt. Die zugehörige Abgleichebene (Rüstebene) im Mauerwerk zeichnet sich nur schwach ab; deutlicher ist eine Abgleichschicht auf Sturzhöhe des Wendeltreppen-Zugangs zu sehen. Ein Feinputz überzieht die Wand oberhalb der Rüstebene; die Grenze dieses Putzes orientiert sich pragmatisch an der Arbeitsebene und nimmt keine Rücksicht auf die Dach-Firstlinie. Der Feinputz zeigt Reste einer Kalktünchung, die in den vor Verschmutzung und Schwitzwasser geschützten Bereichen an der Unterseite von Gesimskanten besser erhalten ist.

Rüstebenen, Abgleichschichten und Putze setzen sich an der Südwand der Winkelkapellen (Wand 1a) fort. Eines der dortigen Rüstlöcher (E) wurde im Zuge des Verputzens der Wand zugesetzt, da es partiell vom Ortgang des Daches überschritten wurde. Im Winkel zum Gehäuse der Wendeltreppe zeigen (undeutliche) Spuren eines wieder verschlossenen Durchgangs zur Kapelle auf Höhe der Oratorien (F); es handelte sich hierbei vermutlich um eine Arbeitsöffnung.

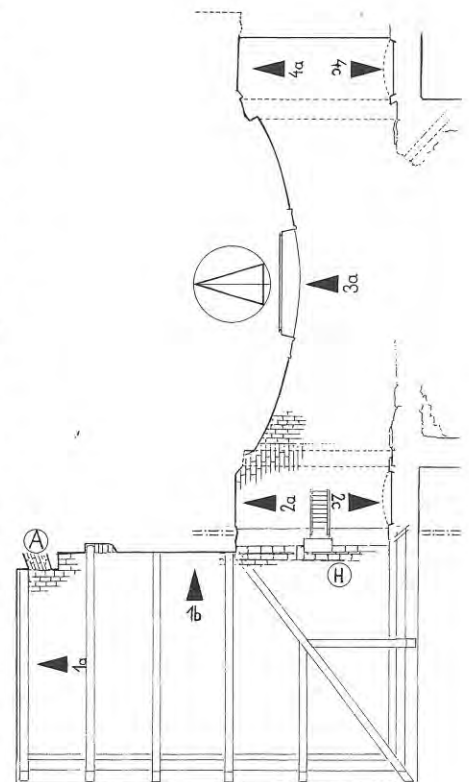


Abb. 23
 Ehemaliger Dachanschluß über dem östlichen Festsaalbau. Die Spur, die noch Abdrücke der Schieferschindeln zeigt, bricht unvermittelt ab.

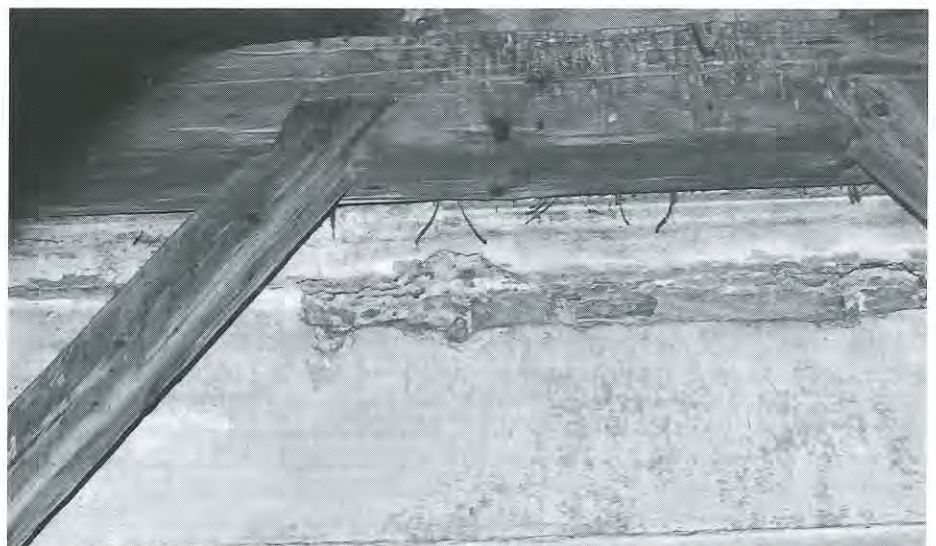


Abb. 25

Bei der Vergrößerung der Dachneigung wurden, wie der Bauteilkatalog des Gespärres III über dem westlichen Festsaalbau erwies, die vorhandenen Hölzer unmittelbar wiederverwendet. Die Zerrbalken wurden belassen; in ihnen befinden sich noch alle Sassen der ersten Konstruktion sowie die Bundzeichen in der ursprünglichen Form. Das bestehende, sehr massive Stuhlgerüst, das zunächst so plaziert war, daß es am vorspringenden Gehäuse der Wendeltreppe unmittelbar anstand und von der Chorwand dementsprechend knapp 60 cm entfernt war, wurde zum Dachfuß hin versetzt; dabei wurden die Zapfen am Fuß der Stuhlsäulen und Fußbänder gekappt. Ein Riegel, der in der größeren Stuhlsäule noch anhand einer Zapfensasse und auf dem Rähm des niedrigeren Gerüsts mit einer Verkämmungssasse nachweisbar ist, entfiel beim Umbau. Die Höherlegung des Firstes machte einen dritten Stuhl notwendig, der unmittelbar vor die Wand gestellt wurde. Dieser ist mit Fußbändern in Gespärreichtung und Kopfbändern in Rähmrichtung in gleicher Weise konstruiert wie das alte Gerüst, doch sind die Verbindungen geblattet statt gezapft, die Anzeichnungen in Graphit statt in Rötel. Die Sparren sind wiederverwendet, doch teilweise umgedreht und verlängert; ihre Sicherung an den Rähmen ist improvisiert. Ebenso mußten die Rähme vor dem Grat des Daches angestückt werden.

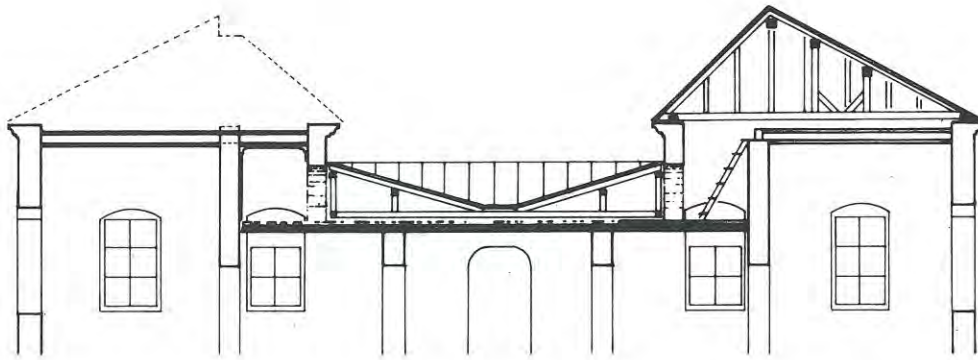
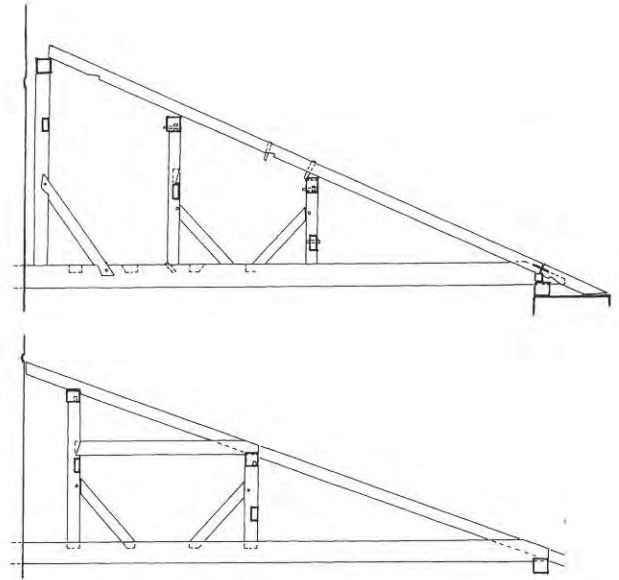


Abb. 26

Querschnitt durch die Obergeschosse von Festsaalbauten und Verbindungsgang, Blickrichtung nach Süden (von der Apsis weg). M 1 : 250.



Abb. 24

Ehemaliger Dachanschluß über dem westlichen Festsaalbau.

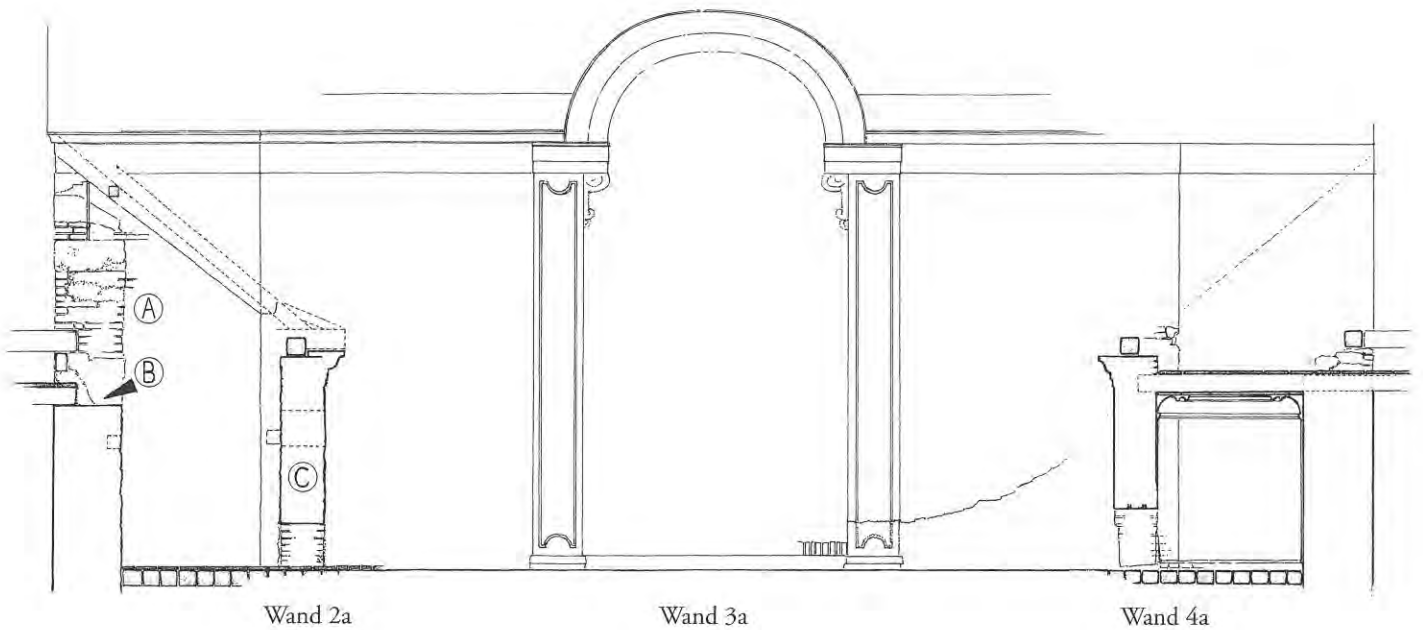


Abb. 28

Wand 2a.

Die westliche Außenwand des Chores (Wand 1b) endet im unter dem Dach des Festsaalbaues einsehbaren Bereich südlich mit einer Abbruch- bzw. Anschlußkante (A). Diese bildet an der Chorsüdseite einen etwa 90 cm breiten Wandstreifen aus; das östlich anschließende Mauerwerk ist wieder glatt und mit Rauhputz beworfen. Das Mauerwerk der Ecke ist mit großen Haustein-Quadern verstärkt. Ein kräftiger Eisenanker, der in das Mauerwerk eingelassen ist, verweist auf den geplanten, aber wohl nie ausgeführten Anschluß³⁰ eines Bauteils – wohl einer Wand – in Verlängerung der Chor-Westwand, der über einer tragenden Umfassungsmauer des Festsaalbaues zu stehen gekommen wäre³¹. Der Klinkerbelag des Dachraum-Bodens schließt über der Krone dieser Tragwand mit einer durch einen konisch verlegten Streifen bewußt hergestellten Kante ab (vgl. Abb. 22 [H]). Östlich dieses Bodenaufbaues verblieben sechzig Zentimeter Breite der Mauerkrone (B), die als Standfläche für die postulierte Wand gedeutet werden können. Südlich ausmittigt auf der Mauerkrone sitzt, im Verband des Bodenaufbaues, der Antrittstein einer Treppe, die in Form einer einfachen Holzstiege ausgeführt wurde. Über diese gelangt man in ein Raumkompartiment, das nun vom Dachwerk des Festsaalbaues mit überdeckt wird, dessen Bodenniveau jedoch die tieferliegende Deckenebene des Verbindungsganges ist. Auch dessen Deckenaufbau besteht aus Vollbalken und einer dichten Klinkerschicht.

Der dortige östliche Dachfuß sitzt, in Ermangelung einer passenden Tragwand in den Geschossen des Verbindungsganges, auf einem Bogen (C) auf, der in der Verlängerung der Treppenhausflanke zur Apsiswand gespannt ist und an dieser östlich des Ansatzes der Apsisrundung anläuft. Der Bogen ist in Ziegeln auf einer Scha-

lung errichtet und mit Bruchstein übermauert; die ‚Durchgangshöhe‘ beträgt unter dem Scheitel 160 cm. Die Auflager des Bogens sind in die Apsiswand und die Ecke des Treppenhaus-Mauerwerks nachträglich eingebrochen: Schalungsabdrücke im seitlich herausgequetschten Mörtel, der an das Restmauerwerk des Treppenhausgebäudes anzieht, beweisen, daß der Bogen an dieses Mauerwerk angeschlossen wurde (und nicht umgekehrt).

Wand 2c.

Anders verhält es sich mit dem Mauerabschnitt über der mit einem Blindfenster im Dachraum erscheinenden Außenwandtravee des Verbindungsganges. Dieser ist nachträglich zwischen den Raumkasten des Festsaalbaues und den Bogen eingefügt, wie die Anschlüsse im Mauerwerk – z. B. am Bogenfuß – und Mörtel zeigen. Das Nischengewände des Blindfensters ist mit zweilagigem Putz versehen, der bereits vor dem Einziehen der Decke aufgebracht wurde (zumindest der Klinkerbelag zieht an den Putz an); die Zusetzung des Fensters selbst ist modern erneuert. Ein interessantes Detail ist die senkrechte, kanalartige Aussparung (D) im Mauerwerk dieses Wandstreifens, die bis zur Höhe der Mauerkrone reicht und Quetschungen im Mörtel aufweist. Es könnte sich hierbei um das Überbleibsel der Einmauerung eines einfachen Bauaufzuges mit senkrechter Stütze und Kragarm („Galgen“) handeln.

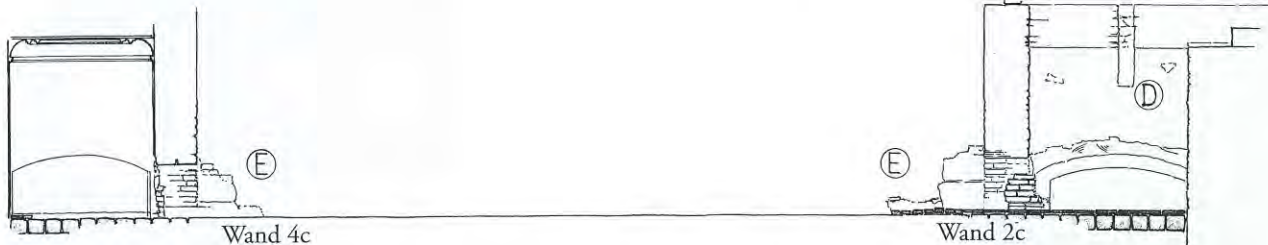
Wand 3a.

Östlich an den Schwibbogen schließt sich das aus zweitverwendeten Hölzern improvisierte Grabendach über dem Treppenhaus und dem Mittelteil des Verbindungsganges an. Der Klinkerboden bricht hier ab; statt seiner sind Ziegel (mit 6 cm Höhe) lose verlegt und inzwischen größtenteils wieder ausgebrochen³². Die Mauerkrone der Nordwand des Treppenhauses ist, so-

weit für die Schräge des Grabendaches notwendig, abgebrochen (Wand 2c und 4c [E]). Das große Apsisfenster wird bis zu einem Meter über Brüstungshöhe vom Ortgang des Daches überdeckt. Der Außenputz der Apsis orientiert sich grob am Anschluß dieses Ortganges; Hinweise auf einen älteren Dachanschluß finden sich im Bereich des Grabendaches nicht.

Wand 4c.

Das Bodenniveau des Dachraumes über dem östlichen Festsaalbau verläuft im gesamten vom Dachwerk überdeckten, L-förmigen Bereich auf einheitlicher Ebene. Auch im östlichen Dachraum findet sich der beschriebene Anschlußstreifen am Südende der Chorseitenwand; hier ist zudem, vom Klinkerbelag nicht überdeckt, der Abbruchrest der Mauerkrone über der Westwand des Festsaalbaues zu sehen (F). Was aber ist mit dem Volumen geschehen, das sich zwischen der Decke des Verbindungsganges und dem Bodenniveau des Dachraumes ergeben muß? Dieser Restraum ist mit keinem zugänglichen Raum verbunden und kann nur von den westlichen Chorantbauten aus über Dachluken und das Grabendach erreicht werden. Seine Inspektion brachte das überraschende Ergebnis, daß der nur zwei mal fünf Meter große und gerade 225 cm hohe Raum vollständig endverputzt und seine Decke mit einer Voute und Stuckrahmung versehen ist. Der Boden besteht aus der Vollbalkendecke; ein Klinkerbelag ist ausgebrochen (der Schutt noch vorhanden). Ein größerer Unterputz endet wenige Zentimeter über dem Bodenniveau. Der Feinputz ist unten freihändig mit einem scharfen Werkzeug abgeschnitten; er überzieht auch den Bogen, der wie beim westlichen Pendant die Außenwand des Raumkastens und das Dachauflager bildet. Die Laibungen der Blindfenster-Nische sind mitverputzt; ihre Rückwand (Zusetzung) ist wiederum modern erneuert.



Mauerwerk eine Spur gespitzt, die – mit einer Höhe von 10 cm und einer Tiefe von 4–7 cm – neben der Deckung auch eine Schalung aufnahm. Aus den Abdrücken im Mörtel – Verfüllmörtel, aber auch Reste von Verstichmörtel über den ehemaligen Dekkungselementen – kann erschlossen werden, daß es sich um Schieferschindeln handelte: sie zeigen eine scharfkantige seitliche Überlappung; Abdrücke von Fasern oder Faserreste, die auf Holzschindeln verweisen würden, fanden sich nicht. Das Dachwerk mit der älteren, geringeren Neigung war also zumindest über dem westlichen Choranbau nicht nur aufgerichtet, sondern auch – wenngleich wohl nur für kurze Zeit, wie der gleichartige Erhaltungszustand von Putz und Tünchresten über und unter der Firstlinie andeutet – komplett eingedeckt. Anders verhält es sich beim östlichen Choranbau: hier bricht der eingespitzte Kanal, der ebenfalls die Abdrücke der Deckung zeigt, an der Chorwand vor deren südlichem Ende unvermittelt ab; im weiteren Verlauf finden sich keine Hinweise darauf, daß womöglich ein ehemals vorhandener Anschluß wieder verfüllt wurde. Offenbar wurde hier der Arbeitsvorgang des Eindeckens unterbrochen. Über die Gründe für die bei Abb. 25 beschriebene Umgestaltung der beiden Dachwerke (auf der alten Zerrbalkenlage, d. h. ohne Veränderung des Dachgrundrisses) kann nur spekuliert werden. Die jetzigen Dachanschlüsse stören das Gesims am Außenbau erheblich; die Eckausbildung zur Süd- wand des Chores ist beim westlichen und östlichen Dachwerk unterschiedlich gestaltet. Das neue Dachwerk weist gegenüber dem alten zwei Vorteile auf: erstens die steilere und damit sicherere Neigung, und zweitens die bessere Begehrbarkeit und damit Revisionierbarkeit des Dachraumes. In diesen beiden Punkten muß auch der Anstoß für die aufwendige und unschöne Veränderung des Bestandes vermutet werden.

Die im Grundriß L-förmigen Dachwerke der seitlichen Choranbauten übergreifen jeweils einen Teil des Verbindungstraktes, der südlich vor die Apsis gelegt ist und das Treppenhaus an die Festsaalbauten anschließt; der verbleibende Rest dieses Ganges ist im Dachbereich mit dem Treppenhaus zusammengefaßt, so daß, wie oben erläutert, die vier Raumteile des Grundrisses am Außenbau als drei Baukörper erscheinen. Die Raumhöhe der Festsaalbauten übersteigt diejenige von Treppenhaus und Verbindungsgang um ein halbes Geschoß (240 cm) – vgl. Abb. 26. Aus diesem Höhenversprung ergaben sich unter Dach Sonderräume, die eine Fülle von Befunden zum Bauablauf und zu Planänderungen im Bereich der Choranbauten zeigen. Die Befunde sind im einzelnen bei den Abbildungen beschrieben. Offenbar war zunächst beabsichtigt, die aus der Entwicklung des Innenraumes höheren, an ihrer Südfassade nur einachsigen Baukörper der Festsaalbauten mit einem eigenen Dachabschluß zu versehen und den Verbindungstrakt insgesamt möglichst tief liegend zu überdecken, um das Apsisfenster nicht zu stören. Die Dachform über den Festsaalbauten ist dabei nur mit Mühe als Pultdach vorstellbar, da sich in diesem Fall in der Verlängerung der Chorseitenwände Firstmauern oder, bei einer Abwalmung, Giebelscheiben ergeben hätten. Wahrscheinlicher ist, daß eine niedrige Attika/Brüstung geplant war, hinter der sich ein Sattel- oder Grabendach verborgen hätte²⁶. Das Treppengehäuse scheint hierbei parallel zu den Raumkästen der Festsäle entstanden zu sein. Auch seine jetzige Überdeckung ist keine genuine Lösung; sie orientiert sich an der Deckenhöhe des Verbindungsganges, so daß die Obergeschoß-Befensterung des Treppenhauses, wie diejenige des Verbindungsganges, im oberen Drittel vom Dachwerk überschritten wird. Das Grabendach des Treppenhauses sitzt also

komplett unterhalb dessen schmalen Gesimses; dem ansonsten gut proportionierten, durch die offenen abgerundeten Ecken plastisch betonten Baukörper fehlt sichtlich ein oberer Abschluß, etwa in Form eines höheren Gesimses oder einer Brüstung. Daß an eine gemeinsame Überdeckung von Treppengehäuse und Verbindungsgang in der jetzigen Höhenlage zunächst nicht gedacht war, ergibt sich jedoch nicht nur aus formalen Überlegungen, sondern vor allem aus den Abbruchspuren der Mauerkrone der Treppenhaus-Nordwand²⁷. Schwieriger ist zu beurteilen, wie mit dem Verbindungstrakt ursprünglich verfahren werden sollte. Seine einzigen eigenen Wände sind die einachsigen knapp am Eckanschluß des Treppengehäuses befensterten Traveen in der Fortsetzung der Festsaal-Südwände. Diese sind im Obergeschoß nachträglich – und d. h. sogar erst nach dem Einziehen der Bögen, auf denen nun die Dachfüße der Festsaalbauten aufsitzen! – zwischen die Gehäuse der Festsäle und der Treppe eingefügt. Zugleich sind sie am Außenbau jedoch im Bereich der Gliederung (Sockel, Gesims) so eindeutig an die Südwände der Festsäle angeschlossen, daß eine aufgrund der Befunde denkbare andere Aus- führung als die jetzige kaum vorstellbar scheint. Wahrscheinlicher ist, daß diese zum großen Teil von Fensteröffnungen aufgekehrten Wandstreifen – etwa durch den nachträglichen Entschluß zur Befensterung – umgestaltet wurden, wodurch die jetzigen Anschlüsse zustande kamen. Die diesen problematischen Traveen zugehörigen Raumjoche waren offensichtlich bis zuletzt ein großes Fragezeichen bei der Bauausführung. Die Verputzung der Laibung des jetzigen Blindfensters auf der westlichen Seite, die zeitlich vor dem Einzug der Vollbalkendecke – wenigstens aber vor deren Klinkerbelag – anzusetzen ist, spricht – wie auch die Fortführung der Dachebene auf der östli-



Abb. 27
Der Schalungsmörtel des eingezogenen Bogens zieht an die Abbruchreste der Mauerkrone des Treppenhauses an. Vgl. Abb. 28, Wand 2c, Pfeil.

chen Seite – dafür, daß dieser Teilraum in einem zwischenzeitlichen Planungsstadium bis unter das Deckenniveau der Festsäle, denen er vorgelagert ist, geöffnet sein sollte. Offenbar wurde dieser Plan auch nach dem Einzug der Deckenbalken noch nicht aufgegeben, wie die Verputzung und Stuckierung des östlichen Kompartiments, die mit einer Ergänzung nach unten rechnet, nahelegt. Daß zuletzt auf diese Idee, durch die eine Kongruenz des Innenraumes mit den außen sichtbaren Baukörpern erreicht worden wäre, verzichtet wurde, kann mehrere Gründe haben: zum einen wäre der ohnehin untergeordnete Verbindungsgang weiter räumlich zerstückelt worden, zum anderen wäre es notwendig gewesen, das Raumkompartiment durch eine Füllwand zwischen der Decke des Ganges und der Archivolte des Schwibbogens abzuschließen, was technisch nicht unproblematisch gewesen wäre²⁸.

Die improvisierten Abschlüsse der Choranbauten, die im Bauverlauf sehr spät anzusetzen sind, verweisen darauf, daß Fischers Einfluß in Salzburg nach 1706 im Sinken begriffen war: sein Auftraggeber, Bischof Johann Ernst von Thun, war erkrankt und verstarb 1709; dessen Nachfolger Franz Anton Fürst Harrach, der als Koadjutor des Erzbischofs die Kollegienkirche 1707 weihte, engagierte Fischers Konkurrenten Johann Lukas v. Hildebrandt als Baumeister. Die Baustelle der Kollegienkirche war wohl in allen Teilen, die bei der Weihe noch nicht fertiggestellt waren, der Kunst der örtlichen Bauleiter ausgeliefert.

Abb. 31
Die Skizze zeigt einen denkbaren horizontalen Dachabschluß über den Choranbauten. Hinter den Brüstungen verbergen sich Graben- bzw. flache Pult- und Satteldächer.



Abb. 29 und 30
Raum 4, der verborgene Restraum zwischen dem Verbindungsgang und dem Dachraum über dem östlichen Festsaalbau.



Die Kollegienkirche im Spiegel der Stilgeschichte: Einflüsse und Wechselwirkungen

Es ist nicht die Aufgabe einer Bauuntersuchung, deren primäre Quelle das Bauwerk selbst ist, die Stellung des Objekts innerhalb einer Entwicklungskette (im stilgeschichtlichen Sinn) zu bestimmen. Da man im Laufe der Beschäftigung mit der Kollegienkirche jedoch zwangsläufig – sowohl in der Rekonstruktion der Entwurfs- als auch in derjenigen der Baugeschichte – immer wieder auf Unstimmigkeiten und Änderungen stößt, die sich nicht evolutiv aus der vorangegangenen Planung erklären lassen, sondern auf Neuorientierung an und Wechselwirkungen mit anderen Bauten verweisen, scheint die vergleichende Betrachtung hier ein sinnvoller ergänzender Hintergrund zur Befundinterpretation.

Die komparative Analyse ist zunächst Sache der kunsthistorischen Forschung, die sich im Fall der Kollegienkirche auch ausführlich mit Fragen der Herleitung von Grundriß- und Fassadengestalt, den Planungsstadien, den Verwandtschaften mit zeitgleichen und den Einflüssen auf spätere Bauwerke beschäftigt hat, ohne hier bislang in allen Punkten zu überzeugenden Ergebnissen zu gelangen.

Als Vorbild für den Grundrißtypus der Kollegienkirche wird zumeist – ungeachtet der Frage nach der Herleitung der Einzelmotive – auf Rosato Rosatis S. Carlo ai Catinari/Rom verwiesen. Angesichts der Tatsache, daß dieser Kirchenbau bereits im frühen 17. Jahrhundert entstand, wurde der Verdacht geäußert, daß Fischer sich bei der tatsächlich frühbarocken, für sein Werk untypischen Grundanlage an einer noch unter Erzbischof Paris Lodron entstandenen und womöglich bereits ausgesteckten Planung orientierte, als deren Urheber der Dombaumeister Solari in Frage käme. Weitere Aufschlüsse hierzu könnte jedoch nur eine archäologische Grabung liefern. Einen geringen Hinweis bietet die Tatsache, daß, wie oben erläutert, trotz praktischer Einwände von den Grundrißdimensionen des einmal begonnenen Baues Fischers nicht mehr abgewichen wurde.

Der Hauptunterschied zu Rosatis S. Carlo ai Catinari ist, daß Fischer bereits in der ersten Grundrißidee – und eindrucklich ausgeführt später im Aufriß – als Kapellen vier eigenständige, in den Kirchenraum drängende Volumen, quasi Quadrifonten, zeigte. Während in S. Carlo die Kapellen dem Hauptraum untergeordnet bleiben, sind sie in Fischers Entwurf das dominante Motiv. Dieser Ansatz ändert sich auch nicht mit der Fortentwicklung der Planung. Diese bezieht sich nun auf die Gestaltung der Längsabschlüsse des Kirchenraums und ihrer Beziehung zueinander, sowie das Gelenk der Räume, die Vierung.

Die Eintragung des gepunkteten Querovals in der erweiterten Grundriß-Fassung des Planes aus dem Salzburger Museum Carolino Augusteum ist der früheste Hinweis auf die Absicht, die Fassade in ihrem Mittelteil kon-

vex zu gestalten³³. Derselbe Plan gibt für den Chorschluß – neben der Möglichkeit eines Langchores – auch die in ähnlicher Form später ausgeführte Variante einer Apsis über ovalem Grundriß sowie konvexe Querhausfronten an, beschäftigt sich also mit dem Bezug der Schiff-Enden (am Außenbau), d. h. dem Zentralbaugedanken – die Klärung der Urheberschaft dieses Planes wäre deshalb von größtem Interesse.

Der Fassadenrisalit ist zunächst noch ein vor den Hauptbau gelegter Eingangsraum. Er bildet die Zwischenzone zwischen außen und innen, bleibt aber ein additives Kompartiment. Die Anregung für das konvexe Vordrängen des Risalits erhielt Fischer in seiner römischen Lehrzeit: das Thema der vorgebauten Fassade findet sich vor allem in den späten Entwürfen Berninis und wurde in den 1690er Jahren von verschiedenen Architekten wieder aufgegriffen – so von Domenico Martinelli, der seit 1690 in Wien Fuß zu fassen suchte und dabei in direkte Konkurrenz zu Fischer geriet. Im ausgeführten Entwurf für die Kollegienkirche geht Fischer jedoch zu dem bereits in seinen Lusthaus-Grundrissen vorgebildeten Einziehen der Vorhalle über; aus dem Stadtraum, dem Durchgangs- und dem Innenraum wird eine Abfolge von Positiv-Negativ-Körpern, die ineinandergreifen und sich dynamisch beeinflussen. Mit diesem Entwurfsprinzip verläßt Fischer die Sphäre Berninis und begibt sich in die Nachfolge von Guarino Guarini. Die Vorbildhaftigkeit der Architekturen Berninis wie Guarinis ist im Falle der Kollegienkirche jedoch keineswegs eine allgemeine; Fischer schöpft seine Fassade in Anlehnung an zwei konkrete Vorbilder: den ersten Entwurf Berninis für die Tribuna von S. Maria Maggiore und den Hofrisalit des Palazzo Carignano von Guarini in Turin.

Kenntnis von den Skizzen Berninis erhielt Fischer offensichtlich in den Jahren seines Romaufenthaltes (1670/74–84). Wie Lorenz³⁴ und Sladek³⁵ nachweisen, scheint die Verbindung Fischers zu dem Atelier Berninis noch enger gewesen zu sein, als dies bislang vorausgesetzt wurde. Bernini arbeitete 1669 am Entwurf für die Umgestaltung der Tribuna von S. Maria Maggiore zur Grabkapelle für Papst Clemens IX. Da der Papst noch im selben Jahr verstarb, wurde das Projekt, zu dem bereits der Grundstein gelegt war und das Bernini zeitgleich in einem großen Holzmodell entwickelte, nicht verwirklicht³⁶. Die Umgestaltung der Tribuna wurde stattdessen nach den maßlich und motivisch reduzierten Plänen von Carlo Rainaldi fortgeführt und Mitte der 1670er Jahre abgeschlossen.

Die phänotypische Verwandtschaft der ausgeführten Tribuna mit der Fassade der Kollegienkirche wird immer wieder beobachtet. Sehr viel enger scheint jedoch die Beziehung zu ersten Entwürfen Berninis für die Tribuna, worauf Hempel bereits im Fischer-v.-Erlach-Jahr 1956 verwies³⁷. Bernini zeigt sie, in



Abb. 32
Kirchenentwurf von Domenico Martinelli, frühe 1690er Jahre.

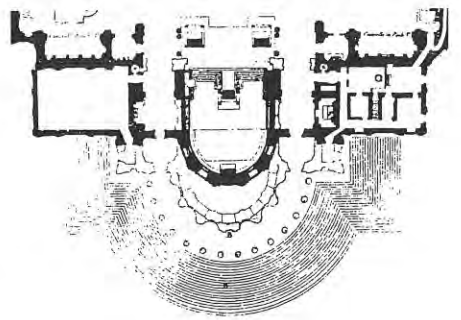


Abb. 33
Rom, S. Maria Maggiore. Zweites Tribuna-Projekt von Bernini (hell) und Entwurf Rainaldis (dunkel) nach De' Rossi 1721.

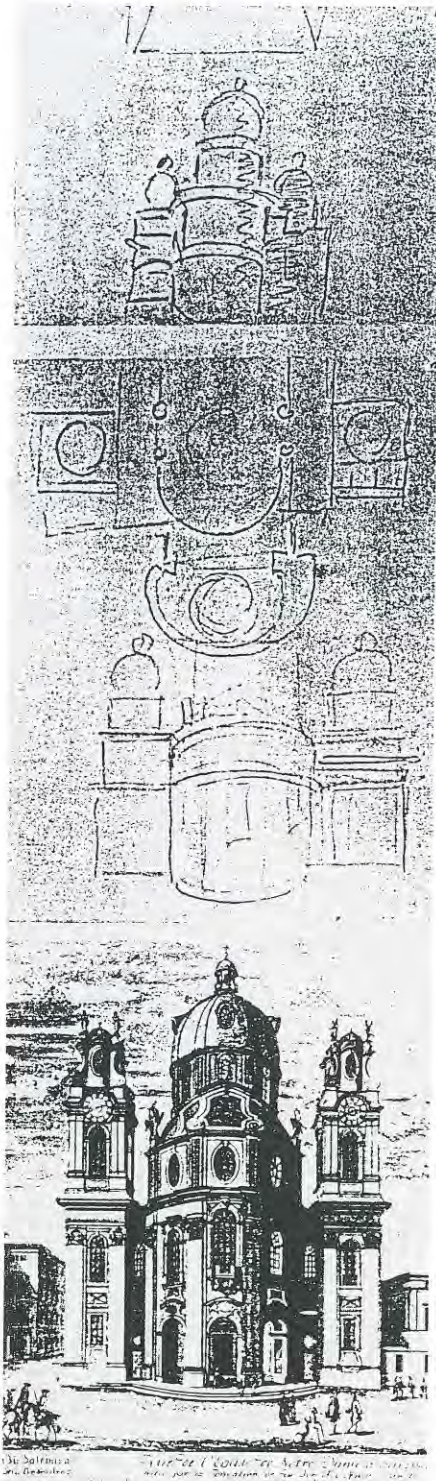


Abb. 34
Berninis erste Skizzen für die Tribuna von S. Maria Maggiore. Rom, Bibliotheca Vaticana, Cod. Chig. a I 19, f. 15^r und f. 23^r. Darunter: Fischers Publikation der Fassade der Kollegienkirche in der „Historischen Architectur“, Ausschnitt.

der von Fischer selbst bevorzugten Form einer plastisch-perspektivischen Skizze, auf zwei Blättern: das erste hält in einer flüchtigen Skizze Berninis ‚große‘ Idee eines Kuppelbaues als Mausoleum des Papstes fest, das zweite zeigt eine reduzierte Fassung: der Tambour ist nun nur noch angedeutet, im zugehörigen Grundriß ist die zurückversetzte Kuppel als schwacher Kreis in der Querachse der bestehenden, turmartigen Kapellen angegeben. Vor die alte Apsis ist als eigener Baukörper die Grabkapelle gelegt, deren Grundriß über dem Ausschnitt einer Ellipse breiter als das Mittelschiff des Baues ist und, wie bei der Kollegienkirche, die Enden der Seitenschiffe mit verdeckt: in der linken Hälfte der Grundrißskizze sind hierbei die Außen- und Innenkanten des Baukörpers radial als gebogene Mauer gezeichnet, in der rechten Hälfte wird der ovale Innenraum von einer Außenwand über Halbkreisgrundriß ummantelt. Die so verstärkte Wandzone, die sich ebenso im Grundriß der Kollegienkirchen-Fassade wiederfindet, scheint als Widerlager für eine große Archivolte zu dienen, die die Kapelle gegen einen Vorraum, der zur alten Apsis hin vermittelt, abschließt. Die kursorische Eintragung innerhalb des Grundrisses der Kapelle wird von Brauer/Wittkower³⁸ als Andeutung einer geplanten versenkten Kuppel (wie beim Projekt für S. Andrea al Quirinale) gedeutet. Die Entwurfsidee ist, deutlicher als im Grundriß, in der Ansichtsskizze auf demselben Blatt festgehalten. Ein kräftig vordrängender Baukörper, der sich die bestehenden Bauteile unterordnet und auf die darüber angerissene Tambourkuppel vorbereitet, wird durch die an den Kapellen bereits angelegte große Ordnung gegliedert. Über dem Attikaufsatz sind links einige Figuren angedeutet, andererseits schließt ein Giebel den Körper ab. Ob mit diesem die Möglichkeit eines Diademgiebels über der Attika gemeint ist – die Biegung der Linien läßt eine solche Lesart zu – oder der zurückversetzte Abschluß des zwischengeschobenen Bauteils vor der alten Apsis, muß offen bleiben. Festzuhalten bleibt, daß alle ‚plastischen‘ Ideen der Kollegienkirchen-Fassade, inklusive der Proportion, der Gliederung und des von Fischer in seinem Stichwerk betonten, real aber nicht erreichten Bezugs von Fassadenbaukörper, Türmen (bzw. Kuppelkapellen) und Kuppel, hier vorgedacht sind.

Allgemeiner Konsens ist, daß Fischer beim Entwurf der Turmabschlüsse der Kollegienkirche den Kuppelmantel von Guarinis S. Filippo Neri in Casale zitiert, welche dieser in seinem Stichwerk „Disegni di Architettura Civilis ed Ecclesiastica“ (1686) abgebildet hat. Auch die Schlotform der Türme – ein gerundeter Kern in einem kantenbetonenden Gehäuse –, die Fischer an der Kollegienkirche zeigt, ist ein typisch piemontesisches Detail (nach Guarini z. B. an Juvarras S. Maria del Carmine in Turin, von Francesco Galli in Piove Massaia). Genügt es jedoch, Fischer die Kenntnis von Guarinis Stichwerk und

seine Nutzung als Vorlagensammlung – für plastische Motive wie für die Möglichkeiten, die der Ovalgrundriß als Kern kombinierter Gebilde bietet – zu attestieren?

Als Anregung für die Fassade der Kollegienkirche wurde mehrfach auf die Straßenfront des Palazzo Carignani in Turin verwiesen, die Guarini publiziert. Vergleichsmoment ist die konvex-konkave Biegung, die jedoch bei Fischer ungleich kräftiger, da stereometrischer ausfällt. Werner Hager regte 1957 an, den Einfluß der Wandgliederung der Hoffront desselben Palazzo auf die Kollegienkirche näher zu untersuchen³⁹. Guarini zeigt auch diese in seinem Stichwerk: der vorgebauchte Mittelrisalit ist im Hof dreiaxsig und trägt einen borrominesken Diademgiebel; er gehört zweifellos in die Ahnenreihe des Fassadenbaukörpers der Kollegienkirche. Umso mehr überrascht die Betrachtung des ausgeführten Baues: Guarini setzte dem Baukörper, abweichend von seiner eigenen Publikation, zur Belichtung des darin befindlichen Hypäthralraumes eine Attika mit großen, stehend-ovalen Fenstern auf. Die Fassade der Kollegienkirche zitiert, bis hin zu der Schließung der unteren Hälfte der seitlichen Ovalfenster⁴⁰, die so entstehenden Gestalt; auch funktional/strukturell kommt die Durchgangshalle im Erdgeschoß des Palazzo Carignano der Eingangshalle der Kollegienkirche nahe.

Ist es denkbar, daß Fischer v. Erlach die piemontesischen Bauten Guarinis aus eigener Anschauung kannte? Über die Lehrjahre Fischers in Italien ist immer noch wenig bekannt. Meek zitiert eine englische Fischer-Monographie aus den 1920er Jahren, in der Fischer ausgedehnte frühe Studienreisen in Norditalien attestiert werden, die durch zahlreiche Skizzen bestehender Gebäude belegt seien⁴¹. Eine solche Skizze scheint zunächst auch fol. 25 aus dem Codex Montenuovo in der Graphischen Sammlung der Albertina zu sein: Fischer zeigt in der Vogelschau den Tempio di Diana der Venaria Reale bei Turin, den Bernini in den 1660er Jahren entwarf (nach 1690 zerstört). Doch ergibt sich bei genauerer Prüfung, daß die Zeichnung nur eine perspektivische Übersetzung von Grundriß und Ansicht des Gebäudes in einer zeitgenössischen Publikation ist⁴².

Obwohl also derzeit keine positiven Beweise vorliegen, sollte die These eines Aufenthalts Fischers im Piemont weiterverfolgt werden. Zwischen seiner Lehrzeit in Italien, die mit der Tätigkeit in Neapel 1685 endete, und seinem Wiederscheinen in Graz 1687 klafft eine biographische Lücke, die bislang ungeklärt ist. Im selben Zeitraum wurden der Saalbau des Palazzo Carignani fertiggestellt und Guarinis Stichwerk publiziert. Führte Fischers Studien-Heimreise auf dem Seeweg bis Genua und über das mit Neapel politisch verbundene Piemont?

Unverkennbar ist, daß sich Fischer beim Fassadenbaukörper der Kollegienkirche an einem Leitbild orientierte. Dieses ist mehr op-

tisch-plastisch als funktional und verführte Fischer dazu, eine Diskrepanz zwischen der Fassade – insbesondere ihren Öffnungen – und den Bedürfnissen des Innenraums zu akzeptieren. Diesen Innenraum gestaltete Fischer axial-prospekthaft; aus diesem Grund ließ er in den Abschlußkalotten der Längstonne je nur eine mittige Stichkappenöffnung zu. Eine Dreiergruppe von Stichkappen, wie sie der Außengestalt der Fassadenatitika entspräche, hätte im Innenraum dagegen ein unerwünschtes Nebenzentrum geschaffen. Fischer kennt die Möglichkeit, solche Stichkappen in einer Kalotte – auch auf engem Raum und schräg verzogen – anzuordnen; er hatte dies bei seinem Ahnensaal in Frain bereits früh unter Beweis gestellt. Im Fall der Kollegienkirche verzichtete er bewußt auf dieses Motiv.

Die Einflüsse der Kollegienkirchen-Fassade auf (sakrale) Nachfolgebauten im süddeutschen Raum wurden bereits eingehend untersucht. Weniger beachtet werden die Wechselwirkungen mit zeitgleichen Bauwerken und Fischers Selbstrezeption seines Entwurfs. Besonders aufschlußreich scheint hier der Vergleich mit Werken des piemontesischen Baumeisters Johann Lukas v. Hildebrandt zu sein. Dieser kam 1696 im Gefolge des Prinzen Eugen von Savoyen nach Österreich, wo er, qualifiziert durch seine Ausbildung bei Carlo Fontana, sofort erste Aufträge erhielt und Fischer bei vielen Bauherren verdrängte. Bereits mit seinem ersten Entwurf in Wien, dem Gartenpalais Mansfeld-Fondi, suchte Hildebrandt die Konkurrenz zu Fischer, indem er seine spezifische Interpretation der von Fischer vorgelegten Lustgebäude-Entwürfe gab. Hildebrandt scheiterte bei diesem Projekt am technisch schwierigen ‚idealen‘ horizontalen Abschluß des zur Gartenseite hin vorgewölbten Mittelbaues. Seine erste Planung sah eine geschweifte Kuppel vor, die der strengen Gliederung des Gebäudes Hohn spricht. Alternativ schlug er deshalb eine Ringkrone vor, die eine Laterne für den darunterliegenden Mittelsaal verdeckt. Diese Lösung war aus klimatischen Gründen nicht ausführbar (Schnee-/Wasserstau); in einer Vogelschau des Lustgartens ist deshalb eine vorgesehene Eindeckung des Mittelbaues knapp unter der Brüstung der Ringkrone angegeben. Möglicherweise sollte der Saal dennoch durch die querovalen Okuli in der Krone und eine hypäthrale Öffnung der Saaldecke zum erhellten Raum darüber oder gar durch Stichkappen belichtet werden; hierfür scheinen jedoch die Okuli zu klein bemessen. Der Bau geriet ins Stocken; während die Seitenflügel fertiggestellt wurden, fand man für den Mittelsaal keine Lösung und beließ ihn im Rohbau. 1715 ging das Palais an die Familie Schwarzenberg über; 1720 erhielt Fischer den Auftrag zur Umgestaltung und Vollendung des Gebäudes. In seinem Entwurf übertrug er das Fassadenmotiv der Kollegienkirche, das ihn nach zweieinhalb Jahrzehnten offenbar immer noch faszinierte,

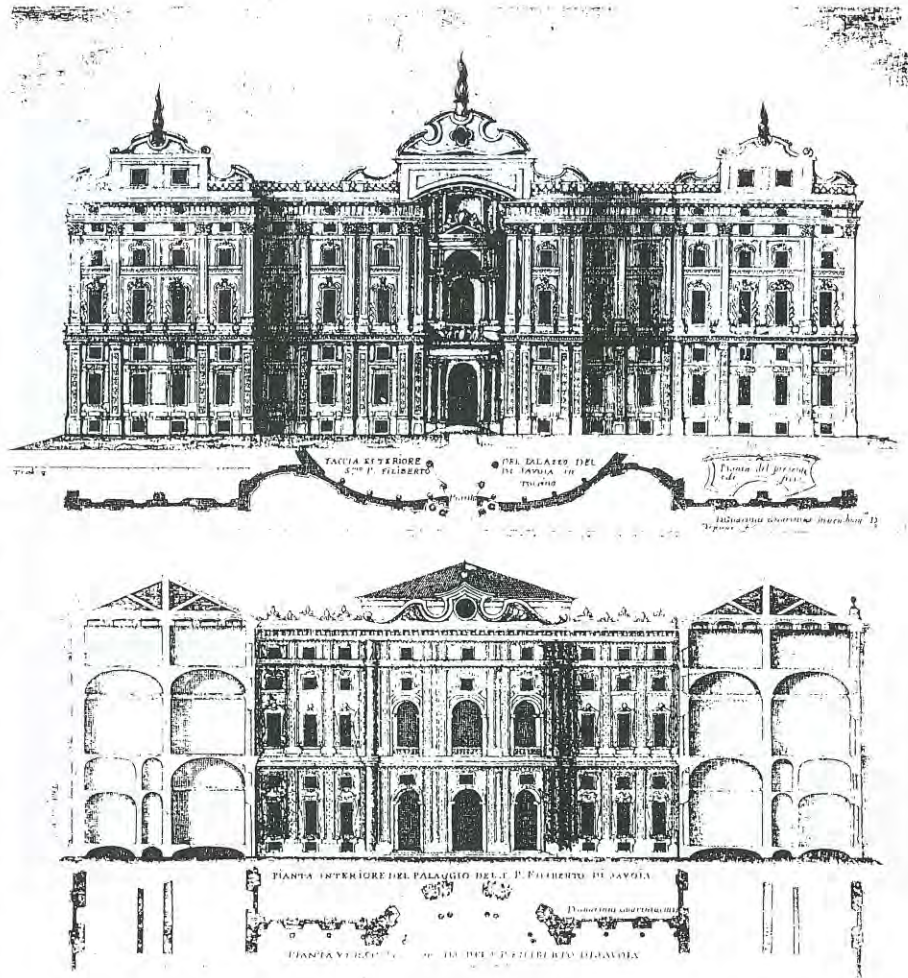
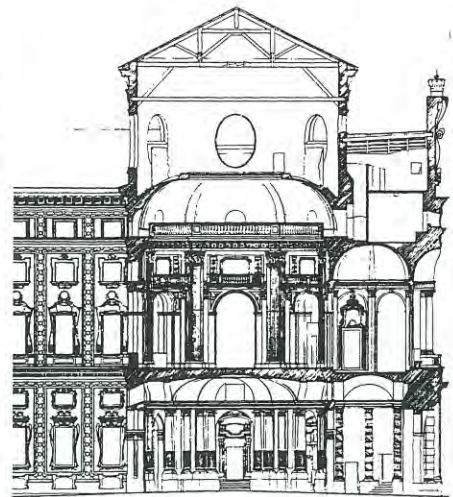
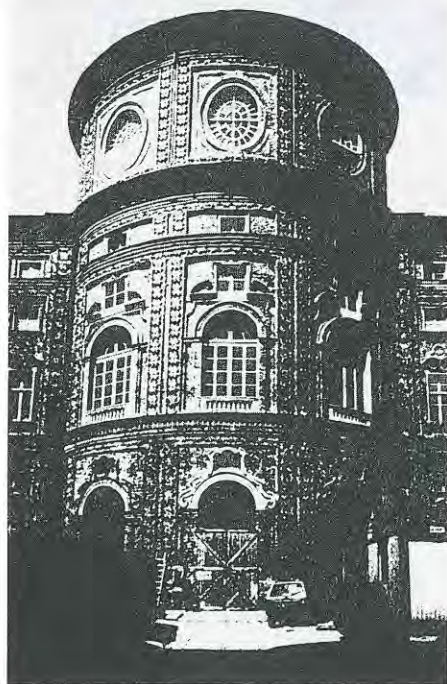
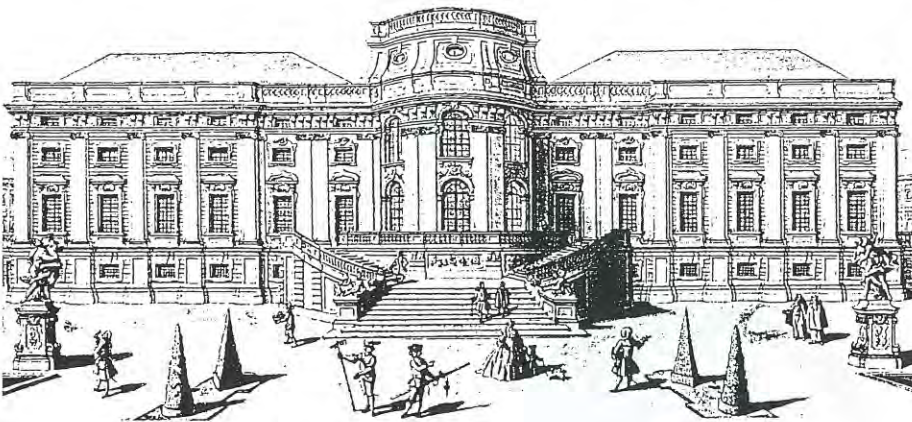
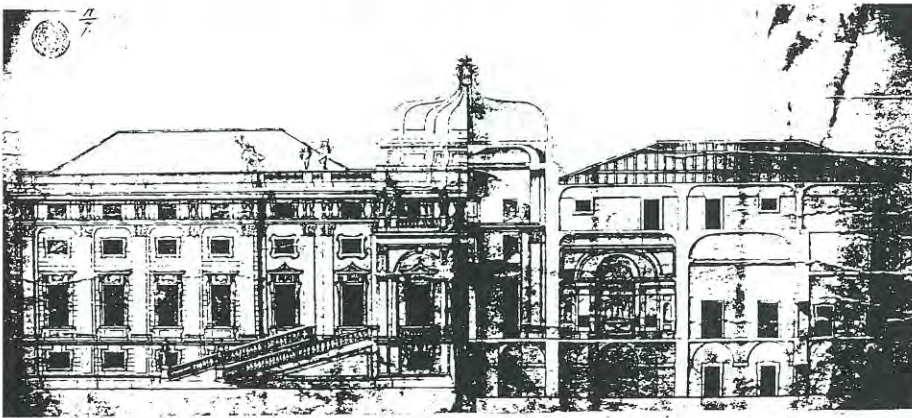
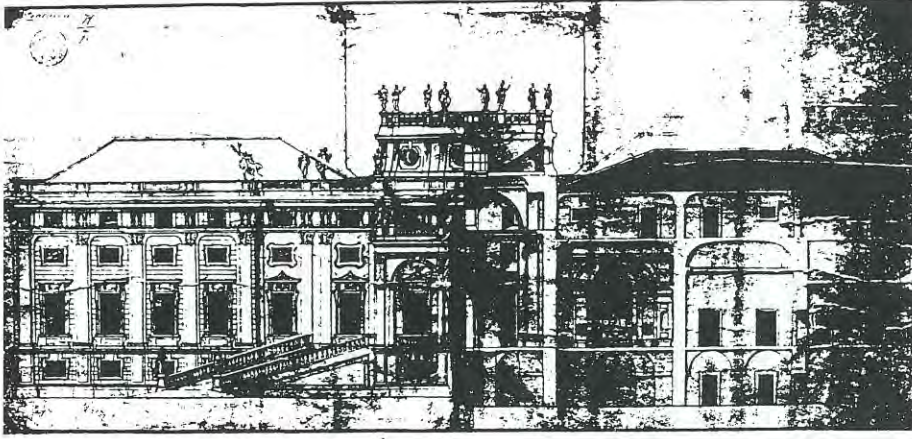


Abb. 35

Turin, Palazzo Carignani von Guarino Guarini (ca. 1669–1684). Publikation der Straßen- und Hoffront in Guarinis „Disegni di Architettura . . .“ (1686). Schnitt durch den Mittelbau mit dem bauzeitlichen Hypäthralraum (lediglich die Wandgliederung stellt eine spätere Veränderung dar) und Hofansicht des Mittelbaues: statt des publizierten Diademeingiebs setzte Guarini dem Risalit eine Attika mit hochovalen Fenstern auf.





wieder auf den Profanbau zurück. Er zog die Öffnungen der beiden Attikageschosse, die bei Hildebrandt den ganzen Bau einheitlich umgaben, am Risalit zusammen und ersetzte sie durch lange Rundbogenöffnungen; die Fenster schneiden nun wie bei der Kollegienkirche in die Gebälkzone und heben den Risalit deutlicher hervor. Für den oberen Abschluß des Baukörpers behielt er die von Hildebrandt entworfene Ringkrone im wesentlichen bei. Die vergrößerten Fenster erlaubten es ihm nun jedoch, auf eine Belichtung des Saales von oben zu verzichten; er konnte diesen, der durch seine Grundrißgestalt – ein Mittelraum mit zwei Apsiden – zur Unruhe neigt, nach oben mit einer ungestörten Kuppel schließen. Diese verbirgt sich hinter der Ringkrone, deren Queral-Okuli nun – wie im Falle der Kollegienkirche – lediglich den Dachraum belichten.

Doch auch Hildebrandt beschäftigten die Themen, die an der Kollegienkirche angeschlagen wurden; er greift sie in seinen eigenen Bauten auf. Seine Kirche in Deutschgabel, begonnen 1699, wirkt in der Seitenansicht zunächst wie eine Variation über Fischers Bau. Ihre größere Kompaktheit resultiert daraus, daß Hildebrandt im simplen Kasten des Außenbaus eine kurvierte Komposition um einen Kuppelraum verbirgt. Die Eckkapellen der Kollegienkirche sind innen quasi in die Diagonalen gedreht; auch hier wird das Triumphbogen-Motiv zitiert. Die Kapellenwände in Diagonalrichtung bilden, wie die Kuppelpfeiler in Fischers erstem Grundriß für die Kollegienkirche – nun aber thematisiert –, Gelenke als Unterbau für die Trompen, die aus dieser konvexen in die konkave Rundung des Kuppeltambours überleiten. Die Fassade baucht sich bis zum Hauptgesims zwischen den Türmen vor, doch bricht Hildebrandt das Motiv des Körperhaften, indem sich die Wandschale mittig öffnet und den Blick auf den ‚Kern‘ freigibt. Die Apsis entspricht dagegen als einfachere stereometrische Form dem Fassadenbaukörper der Kollegienkirche; in den Innenraum wirkt sie vor allem durch ihre – entsprechend den drei Öffnungen des Hauptgeschosses – von drei stehend ovalen Stichkappen-Fenstern durchbrochene Kalotte. Hildebrandt zeigt hier, wie das Attikamotiv der Kollegienkirchen-Fassade bei gleichen Grundrißvoraussetzungen für das Kircheninnere wirksam gemacht werden kann; er arbeitet das Thema des Nebenzentrums heraus und findet so aus dem Widerspruch zwischen Außen- und Innenerscheinung, der bei Fischer durch die formale Übernahme eines ursprünglich funktional anders genutzten Motivs entstand, zu einer Kongruenz.

Hildebrandt löste Fischer nach 1709, dem Todesjahr des Erzbischofs von Thun, als Baumeister in Salzburg ab. Daß er auf Bauteile der Kollegienkirche, die womöglich verspätet fertiggestellt wurden, noch gestalterischen Einfluß nahm, kann nur gemutmaßt werden. Das Treppenhaus südlich des Cho-

Abb. 36
Wien, Gartenpalais Mansfeld-Fondi von J. L. v. Hildebrandt, ab 1694. Entwurfsvarianten mit Ringkrone und geschweiffter Kuppel. Darunter: veränderte Ausführung durch Fischer v. Erlach nach 1720 in einem Stich von Salomon Kleiner (um 1730).

res zeigt beispielsweise die offenen, runden Baukörperkanten, die in anderen Fällen (so z. B. dem Mittelpavillon der Gartenfassade der Würzburger Residenz) als starkes Indiz für eine Zuschreibung an ihn gelten. Einerseits finden sich die runden Kanten auch an den Querhaus-Attiken der Kollegienkirche und sind für diese bereits in der Seitenansicht aus dem Agramer Konvolut angegeben, andererseits bildet Fischer in der „Historischen Architectur“ das Treppengehäuse im Grundriß scharfkantig ab, korrigiert also die Ausführung. Doch auch ohne die Annahme einer zweiten, spät ergänzenden Baumeisterhand sollte deutlich werden, daß die Kollegienkirche – so fremd sie in ihrer Kunstlandschaft und Entstehungszeit scheint – ein Werk ist, das aus einem vielfältigen Dialog entstand.

Schlußbemerkung

Die Beschäftigung mit dem Objekt Kollegienkirche über einen längeren Zeitraum führt zwangsläufig dazu, daß das Interesse über den Bau selbst hinausgreift. Neben den ‚harten‘ Fakten – den Befunden am Bau und ihrer immanenten, d. h. zugleich gesicherten Interpretation – wurden hier deshalb eine Reihe von Thesen und Ideen genannt bzw. Querverbindungen zu den graphischen Quellen oder Vergleichsbauten aufgezeigt, die eine vertiefte wissenschaftliche Untersuchung erfordern. Ebenso muß darauf verwiesen werden, daß weitere Partien der Kirche – insbesondere der im Dachraum sichtbare Kuppeltambour, die Türme (innen) und die Dachbereiche über den Winkelkapellen Fundgruben für Spuren des Bauablaufs sind; sie bedürfen jedoch noch einer ausführlicheren Dokumentation.

Anmerkungen:

(1) Der vorliegende Text faßt die Ergebnisse eines Bauuntersuchungsberichtes zusammen, der von der Autorin 1996/97 erstellt wurde. Diese Untersuchung stützt sich auf eine Dokumentation, die im April 1994 von den Studenten der Architektur an der Technischen Universität München Alexander Jakubowski, Markus Mathieu, Johannes Stockinger, Barbara Huber und der Autorin begonnen und im April 1996 von den drei letztgenannten nochmals vertieft wurde. Die Dokumentation wurde von Professor Dr. Gottfried Gruben und Dipl.-Ing. Klaus Müller vom Lehrstuhl für Baugeschichte und Bauforschung der TU München betreut. Die Autorin dankt ihren ehemaligen Kommilitonen und dem Lehrstuhl für die Erlaubnis, das gemeinsam erarbeitete Material zu publizieren, besonders aber Herrn Prof. Dr. Norbert Huse für die redaktionelle Durchsicht des vorliegenden Textes.

(2) Vergleiche Erbauungsdekret vom 6. Dezember 1694, abgedruckt bei Friedrich Pirckmayr, „Notizen über Bau- und Kunstgeschichte Salzburgs“, in: Mitteilungen des Vereins für Salz-

burger Landeskunde, XLIII, Salzburg 1903, S. 221

(3) Die Daten entstammen L. Hübners „Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Salzburg“, 1792, 1. Band, S. 94.

(4) Siehe Hans Sedlmayr, Johann Bernhard Fischer von Erlach, Wien 1976, Urkunde 55a.

(5) Dies bezieht sich auf die Dekorationsteile und Verkleidungen der großen Freisäulen im Chorraum (vgl. Österr. Kunsttopographie, Bd. IX, Wien 1912, S. 237). Da diese erst im weiteren Baufortgang montiert werden mußten, konnte mit den Arbeiten bereits vor der (provisorischen) Schließung des Baues begonnen werden.

(6) Die Proportionierung entspricht mit einem Verhältnis von exakt 5:8 etwa dem berüchtigten Goldenen Schnitt und ist damit objektiv ‚harmonischer‘ als der subjektive Eindruck vermittelt.

(7) Die Kollegienkirche ist gesüdet; ausschlaggebend für diese Ausrichtung war offensichtlich das Zusammenspiel verschiedener städtebaulicher Überlegungen.

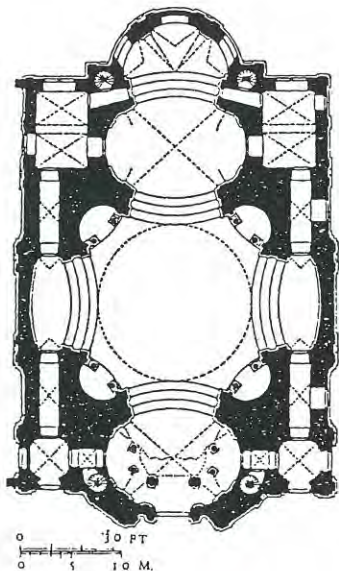


Abb. 37–39

Deutsch-Gabel, St. Laurentius von J. L. v. Hildebrandt, ab 1699. Seiten-, Front- und Chorraumansicht. Grundriß M 1 : 750.



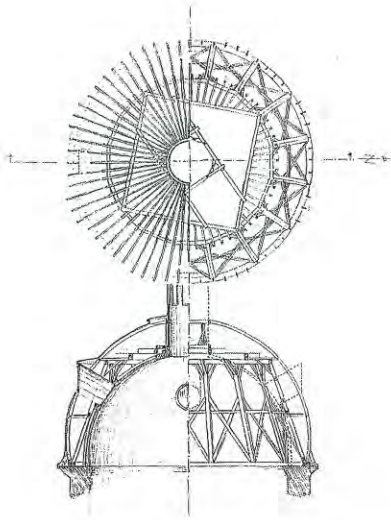


Abb. 40
Kuppeldachwerk der Kollegienkirche, Grundriß und Schnitt M 1 : 500. Zeichnung: Alexander Jakubowski 1994.

(8) Diese werden nach modernen Umbauten derzeit als Seminar- und Bibliotheksräume der Universität genutzt.

(9) „zu dieser Kapellen ist der Grund völlig herauf gemauert“.

(10) „zu dieser Kapellen ist der Grund zwar aufgehoben, aber noch nicht gemauert“.

(11) „Nach dießem Riß, welchen Ihre hochfürstl. Gnaden angegeben, kunte die Kirche auf solche Weiß verlengert und verbreitert werden“.

(12) George Kunoth, *Die Historische Architektur Fischer von Erlachs*, Düsseldorf 1956, S. 132.

(13) Die Traveen zwischen den Festsaalbauten und dem Treppenhaus werden vollständig von den Fensteröffnungen aufgezehrt.

(14) Fuhrmann kommt in eingehenden Maß- und Proportionsanalysen der erhaltenen Grundrißpläne zur Kollegienkirche zwar zum gegenteiligen Ergebnis – d. h., nach seinen Analysen wurde der Bau auf der Grundlage der vergrößerten Variante fortgeführt; doch auch beim Nachvollziehen der von ihm gewählten Methode – dem Proportionsvergleich des von den Mittelpunkten der Ovalkapellen gebildeten Rechtecks – ergibt sich nach meinen Messungen der hier genannte Sachverhalt: Das ‚Grundrechteck‘ der älteren Planung entspricht mit einer Proportion von 33 auf 24 = 1,375 dem des ausgeführten Baues; die Erweiterungsvariante weicht mit 35 auf 28 = 1,25 ab. Vergleiche Franz Fuhrmann, „Die Entwicklung des Grundrisses der Salzburger Universitätskirche [...] im Hinblick auf die Maßverhältnisse“, in: *Orient und Okzident im Spiegel der Kunst. Festschrift für Heinrich Georg Franz*, Graz 1986, S. 93–114.

(15) Die ungewöhnlich große Stärke, die durch Leuchterlöcher gemessen wurde, ergibt sich aus einem Verband von (schichtenweise wechselnd)

je drei Läufern bzw. zwei Bindern, wobei durch die Differenzen in der Addition der Maße die Binderschichten etwas weniger stark sind.

(16) Da das Tonnengewölbe erst nach der Errichtung der Sargmauern und der Aufrichtung und Eindeckung des Daches eingezogen werden kann, sind alle Bauteile, die zwischen Wölbung und Sargwand vermitteln, später als diese beiden anzusetzen.

(17) Vergleiche zuletzt Hans Sedlmayr, „Neue Ergebnisse zur Kollegienkirche – Das Gewölbe war durchlichtet geplant“, in: *Jahrbuch der Universität Salzburg 1977/78/79*, S. 97–111.

(18) Herr Dr. Adolf Hahnl, Salzburg, verwies mündlich auf eine Verwandtschaft zu dem in Johann Wilhelms „*Architectura civilis*“, Frankfurt/Main 1654 unter Abbildung 7 beschriebenen Dachwerk.

(19) Spuren einer Eindeckung fanden sich weder im Mauerwerk noch an den verbliebenen Teilen des Dachwerkes.

(20) Diese Selbstdatierung ist um so glaubwürdiger, als alle technischen Merkmale, v. a. die Verbindungselemente der erneuerten oder neu eingefügten Bauteile, mit denen der Originalkonstruktion völlig übereinstimmen.

(21) Weiterführende Beobachtungen, wie z. B. das Durchlaufen oder Verspringen der horizontalen Abgleichschichten, konnten nicht gemacht werden.

(22) Es handelt sich vermutlich nicht um weitere Portalöffnungen, da ein Kämpfergesims durchläuft.

(23) Beschreibung siehe Katalog der Fischer- u. Erlach-Ausstellung 1956, Nr. 25/6; Abbildung bei Hellmut Lorenz, *Johann Bernhard Fischer von Erlach*, Zürich 1992.

(24) Hans Sedlmayr, a. a. O. (Anm. 17), 1977/78/79, S. 104/105.

(25) Ob dieses Zwischengeschoß einer ehemaligen Galerie in den Festsälen entspricht, wie mündlich überliefert ist, sollte anhand der Unterlagen über den damaligen Umbau überprüft werden.

(26) Noch die Zerrbalkenlage des jetzigen Dachwerkes ließe ein solches flaches (Sattel-) Dach zu. Nur die Sassen des niedrigeren Stuhlgerüsts sind mit absoluter Sicherheit original und weisen dieselben Bundzeichen wie die Zerrbalken auf; die Form der Bundzeichen des höheren Stuhles weicht ab. Diese These muß jedoch noch weiter geprüft werden.

(27) Daß dieser Abbruch nicht erst bei einer späteren Neueindeckung und möglichen Veränderung des Grabendaches geschah, zeigen die Anschlüsse an den Bogenfüßen.

(28) Es ist alternativ auch denkbar, daß sich die Verputzung und Stuckierung des Raumes auf keine Gesamtplanung bezieht, sondern ein Zufallsergebnis ist (etwa die Übungsarbeit eines Gesellen in diesem ‚Freiraum‘). Die Tatsache, daß der Raumkasten jedoch – im Gegensatz zur spiegelbildlichen Westseite – überhaupt errichtet wurde, spricht, wie die Befunde im Bereich der Befensterung (Laibungsputz), dafür, dem Bestand weitergehende Absichten zu unterstellen.

(29) Über Material und Konstruktion des Sturzes kann wegen des dichten Grobputzes wenig gesagt werden; es handelt sich wohl um hochkant gestellte Ziegel.

(30) Der Anker wäre längs in den Mauerquerschnitt aufgenommen worden; ein durch die Öse an seinem vorderen Ende geführter Querstab hätte die Mauer zugfest an die Chorwand angeschlossen.

(31) Die Interpretation des Wandstreifens als Vorbereitung einer Putzlisene wurde angedacht; für eine solche (die an der Apsis-Attika ausgeführt ist) ist der Streifen jedoch zu schmal. Dagegen entspricht er mit einer Breite von 90 cm exakt den üblichen Wandstärken an den Chorabauten.

(32) Der gesamte Bereich ist mit (modernem) Bauschutt verunreinigt, der wohl zuletzt bei der aktuellen Eindeckung mit Blech eingebracht wurde.

(33) Es ist zwar möglich, das angegebene Queroval auch als Vorplatz einer konkaven Fassade zu sehen; da Fischer sich jedoch zuvor bereits bei der Dreifaltigkeitskirche für eine solche Lösung entschieden hatte und in seinen Salzburger Bauten sichtlich die Variatio suchte, soll der Interpretation der Eintragung als Innenraum/Baukörper der Vorzug gegeben werden.

(34) Hellmut Lorenz, J. B. Fischer von Erlach, Zürich 1992, S. 10.

(35) Elisabeth Sladek, „Der Italienaufenthalt Johann Bernhard Fischers [...]“, in: *Friedrich Polleroß* (Hrsg.), *Fischer von Erlach und die Wiener Barocktradition*, Wien – Köln – Weimar 1995, S. 148.

(36) Siehe hierzu Heinrich Brauer/Rudolf Wittkower, *Die Zeichnungen des Gianlorenzo Bernini*, Berlin 1931, S. 163–165.

(37) Eberhard Hempel, „Jugendwerke Fischers von Erlach“, in: *Kunstchronik XI/1957*, S. 338ff.; s. a. Bemerkung auf S. 356.

(38) a. a. O. (Anm. 36).

(39) Werner Hager, „Zum Verhältnis Fischer – Guarini“, in: *Kunstchronik XI/1957*, S. 206–208.

(40) Diese Schließung erklärt sich, wie im Schnitt des Baukörpers sichtbar, als Analogie zu der Vermauerung der seitlichen Okuli auf der Straßenseite, die aufgrund des dortigen Dachaufbaues notwendig war.

(41) H. A. Meek, *Guarino Guarini and his architecture*, New Haven/London 1988.

(42) Es handelt sich hierbei um „*Venaria Reale Palazzo, di Piacere e di Caccia . . . disegnato e descritto dal Conte Amedeo di Castellmontel L'Anno 1672*“.

Anschrift der Verfasserin:

Dipl.-Ing. Karin Uetz
Auenstraße 15
D-80469 München